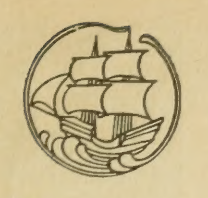
HUMBOLDT'S BRIEFE AN EINE FREUNDIN





WILHELM VON HUMBOLDTS

BRIEFE AN EINE FREUNDIN

ZUM ERSTEN MALE
NACH DEN ORIGINALEN
HERAUSGEGEBEN
VON ALBERT LEITZMANN



ERSTER BAND

LEIPZIG IM INSEL-VERLAG
MDCCCCIX

EINLEITUNG
DES HERAUSGEBERS

ICH bin ein großer Feind von alten Briefen«, schreibt Humboldt in einem der folgenden Briefe, »und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachteilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Abwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt.« Niemand wird das Berechtigte dieses Standpunkts verkennen. Und doch wird niemand wünschen, daß immer und allgemein nach ihm verfahren worden wäre: denn der Verlust an geistigen Werten, der dann eintreten würde, würde unberechenbar und unersetzlich sein. Auch die vielen, vom Leben und seinen Kämpfen hart angefaßten, vom Glück und seinen Gaben gemiedenen, in Entbehrung und Dunkel ringenden Seelen, denen die »Briefe an eine Freundin« fast eine weltliche Bibel gewesen sind, wären um den Trost und die Beruhigung, um die Stärkung und Erhebung gekommen, die, aus diesen Blättern mit milder Heiterkeit hervorquellend, sie das Leben in Geduld und Hoffnung ertragen lehrten.

CHARLOTTE Hildebrand wurde am 12. Mai 1769, zwei Jahre nach ihrem großen Freunde, im Pfarrhause zu Lüdenhausen im Detmoldischen geboren. Ihr Vater, einer alten Pfarrersfamilie entstammend, war ein gelehrter, kluger, den geistigen Lebenselementen seiner Zeit bei aller positiven Frömmigkeit sich stets offen erhaltender Mann, der, in der Welt der Ideen und Phantasien lebend, in Traumvisionen zuweilen bis zum magnetischen Hellsehen sich verlieren konnte. Ihre

Mutter ging in der Erfüllung der Aufgaben einer praktischen Hausfrau gänzlich auf. Züge des väterlichen Charakters erkennen wir unschwer in der Tochter wieder, die zur Mutter nie ein rechtes Verhältnis gewinnen konnte. Die Jugendbildung hat der Vater selbst geleitet; an einer Gouvernante, einer schweizer Französin, die später ins Haus kam, hat Charlotte mit freundschaftlicher Verehrung bis ins Alter gehangen. Die nervöse Reizbarkeit des heranwachsenden Mädchens, deren Anlage vom Vater ererbt war, wurde durch frühzeitige, meist nur halb verstandene und wahllose Romanlektüre gesteigert und führte zu einer Überschwenglichkeit des Empfindungslebens und zu einer phantastischen Weltansicht, die sie bei der Berührung mit dem wirklichen Leben herben Enttäuschungen entgegenführen mußten. Ein äußerst romantisches Liebesverhältnis einer ähnlich gearteten Freundin, Henriette Meyer in Rinteln, mit einem Offizier der dortigen Garnison, bei dem sie die vertraute Vermittlerin und Helferin spielen durfte, trug sicher wesentlich dazu bei, ihre Begriffe von Freundschaft und Liebe, von dem Wesen der Menschen und den Grundsätzen ihres Handelns noch weiter nach der Richtung des Phantastischen hin zu überspannen. Auf den Rat dieser Freundin, die ihre hochfliegenden Zukunftsträume zu nähren wußte, wies sie damals die Bewerbung eines tüchtigen jungen Landwirts rasch von der Hand, um sich kurz darauf auf den Rat derselben Freundin einem ihr eigentlich gänzlich gleichgültigen Menschen, den sie kaum kannte, einem Doktor Diede aus Kassel, der neun Jahre auf mehreren Hochschulen die Rechte studiert hatte, zu verloben. Es ging ihm nicht der beste Ruf voraus: ein vornehmer, reicher

und eleganter Lebemann, erschien er, sterblich in das schöne und muntere Mädchen verliebt. Das Verführerische des Gedankens, an seiner Seite, vereinigt mit der angebeteten Freundin, in den glänzenden gesellschaftlichen Zirkeln der Residenz zu leben, vermochte sie durch keine vernünftige Erwägung zu überwinden und gab ihm ihr Wort, obwohl ihr Vater ihr erklärte, sich, falls diese Ehe vollzogen werden würde, gänzlich von ihr loszusagen. Das Schicksal verhinderte zunächst die Weiterverfolgung ihrer Pläne: acht Tage nach der Verlobung starb plötzlich ihre Mutter und die Gesundheit des Vaters wurde durch diesen schweren Schlag ernstlich gefährdet. Nach einem traurigen Winter und wenig besseren Frühjahr begleitete ihn Charlotte zur Kur nach Pyrmont.

Dort hat sie den jungen Humboldt kennen gelernt, der kurz vorher die Universität Göttingen bezogen hatte, sich dort eifrig philosophischen, philologischen und historischen Studien widmete, aber auch mit hellem Geiste und freiem, offenem Auge all das in sich aufzunehmen liebte, was Welt und Menschen dem Lebens- und Wissensdurst der Jugend zu bieten vermögen. Mit einem Freunde zusammen hatte er einen kurzen Ausflug nach dem berühmten Badeorte unternommen. Der Zufall führte ihn in dasselbe Haus, in dem auch Hildebrands wohnten, und wie im Fluge verflossen den beiden jungen Menschen drei glückliche Tage unter den alten Linden der Kurallee im anregenden Gespräch über Ideen und Menschen, über Leben und Literatur. Charlotte, die einem ungeliebten Manne Verlobte, sah in dem Jüngling ein Ideal verkörpert, das in ihr die ersten, unerkannten Regungen einer

Empfindung erstehen ließ, die ihr neu war, von der sie aber wohl dunkel ahnen mochte, daß sie von dem Stoffe sei, daß man ein Leben und ein dauerndes Glück darauf bauen könne. So wurde ihr das Stammbuchblatt, das ihr Humboldt beim Abschied zurückließ, in dem er das beseligende Gefühl einer geistigen Freundschaft in Ideen aussprach, für alle Zeit ein wehmutweckendes Heiligtum.

Bald nach dieser Badereise wurde Charlotte mit Diede ehelich verbunden. In Kassel nahm man das junge Paar sehr freundschaftlich auf, das in den ersten Häusern der sittenlosen Hauptstadt verkehrte. Die Ehe war von Anfang an nicht glücklich: Charlottens Gleichgültigkeit, die sie der Liebe ihres Mannes als Dämpfer entgegensetzte, gab zu Mißhelligkeiten Veranlassung, die bald eine unerträgliche Spannung herbeiführten. Außerhalb des Hauses wurde Charlotte von vielen Seiten gehuldigt; ein Offizier, von Hanstein, machte ihr sehr auffällig den Hof, zumal er sich bald rühmen konnte, ihre Liebe erweckt zu haben, ein robuster Mann, weder hübsch noch geistig bedeutend, aber bei den Damen sehr beliebt. Diede entbrannte in berechtigter Eifersucht, es kam zu leidenschaftlichen Szenen, in denen ihn die Frau bat, in eine Trennung der Ehe einzuwilligen. Als er dies verweigerte, floh Charlotte raschen Entschlusses aus ihrem Hause in Hansteins Wohnung. Darauf reichte Diede die Scheidung ein: bei den Verhandlungen hat Charlotte sich selbst schuldig bekannt. Übelste Nachrede konnte unter diesen Verhältnissen nicht ausbleiben, zumal auch ihr Vater seine Drohung wahr gemacht und sich gänzlich von ihr losgesagt hatte, und Charlotte mußte den

Schmerz erleben, auch ihre Freundin Henriette auf der Seite ihrer Gegner zu sehen. Voll Glauben an die Treue Hansteins verließ sie Kassel, um gänzlich isoliert ein neues Leben zu beginnen.

Viele trübe und verworrene Tage waren Charlotte noch beschieden, eine schier endlose Kette von Aufregungen, Spannungen, Enttäuschungen und Leiden. Sie blieb in allen noch so schmerzlichen, noch so erzieherischen Erfahrungen des Lebens immer die, die sie gewesen war, eine echte Vertreterin einer phantastisch-romantischen Weltansicht. Früh hinübergedrängt durch Anlage und Beeinflussung auf das Gebiet des Absonderlichen, ja des Exzentrischen, in dem sie Neigung und Schicksal dauernd festhielten, vermochte sie nie zu auch nur verhältnismäßiger Seelenruhe durchzudringen, nie einem klaren Verstande im Bunde mit einem starken Willen das Steuerruder ihres Lebensschiffes anzuvertrauen. Was zuweilen wie Fassung oder Seelenruhe erschien oder erscheinen sollte, war stets nur eine auf Augenblicke gewaltsam vorgenommene Maske, die die Stürme und Gewitter des kapriziösesten Stimmungslebens auf die Dauer nicht zu verdecken vermochte. Der dauernde Umgang mit ihr kann nichts Wohltuendes gehabt haben. Ihre intimste Freundin, Therese von Struve, hat das Wort aus Goethes Meister auf sie angewandt: sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte; gewiß das Schlimmste, was man von einer Frau sagen kann.

Über die folgenden zwei Dezennien darf kürzer hinweggegangen werden: ihr tatsächlicher Inhalt fügt kaum neue Züge in das alte Bild. Mit Hanstein mußte Charlotte eine bittere Enttäuschung erleben: mehr als zehn

Jahre hat er sie mit der stets weiter hinausgeschobenen Aussicht, sie offiziell zu der Seinigen zu machen, hingehalten, bis sie durch die Nachricht seiner Verheiratung mit einer andern von der Unwürdigkeit seines Charakters überzeugt wurde. Während der französischen Okkupation in Braunschweig lebend, verlor sie dort den größten Teil ihres ererbten Vermögens und war nun genötigt, sich nach einer Erwerbsquelle umzusehen. Sie zog nach Kassel zurück, wo unter König Jerome ein lustiges Leben begonnen hatte, und verdiente sich ihren Unterhalt durch geschmackvolle Anfertigung künstlicher Blumen und Ballgarnituren, eine Beschäftigung, der sie seitdem mit kurzen Unterbrechungen treu blieb. In dieser Zeit trat sie der Familie von Struve nahe. Ein weiteres romantisches Verhältnis zu einem Offizier, von Pleßmann, den sie als Verwundeten pflegte, führte wiederum nicht zum Ziele: umgekehrt als bei Hanstein, war hier der Mann der eigentlich liebende Teil, dessen Anträgen Charlotte aus Vernunftrücksichten sich versagen zu müssen glaubte. Während weniger Jahre ist sie viermal nahe daran gewesen, gewaltsam ihrem Leben ein Ende zu machen: nur Zufälle haben die Ausführung verhindert.

Es war eine völlig Schiffbrüchige, die sich im Oktober 1814 von Holzminden aus, wohin sie von Kassel gezogen war, an den alten, nie vergessenen, inzwischen berühmt gewordenen Jugendfreund Humboldt nach Wien mit einem Bittbriefe wandte, dem das vergilbte Stammbuchblatt als vollgültige Legitimation beilag. Hier hatte sie das Vertrauen auf den Menschen nicht getäuscht und ihr Leben kam erst äußerlich, dann auch innerlich in ruhigere Bahnen,

in die es die wohlwollende Güte und der feste Wille des Freundes hineinsteuerte. Auf seinen Rat siedelte sie nach Göttingen über und konnte hier, von der drückendsten materiellen Sorge befreit, in einer freundlichen Gartenwohnung ihren geistigen Gesichtskreis erweitern durch Lektüre und anregenden Umgang mit jungen Männern, auf die sie noch immer, obwohl verblüht und durch Krankheiten früher gealtert, eine sonderbare Anziehungskraft ausübte. In dieser Zeit war es, wo ihr der Engländer Stapleton, ein Mündel Castlereaghs und Verwandter Cannings, freundschaftlich nahe trat, den sie durch einen Zufall kennen gelernt hatte und auf den sie einen sehr wohltätigen Einfluß übte, indem sie den Gutmütigen, der von seinen Landsleuten zum Spiel und andern Lastern verführt worden war, durch freundlichen Zuspruch zur Einsicht seines Benehmens brachte und durch einen diplomatischen Brief an seinen Vormund für einen Wechsel der Universität sorgte. Im Jahre 1817 zog sie dauernd nach Kassel zurück, das sie seitdem nur noch vorübergehend verlassen hat, und nahm ihre alte Beschäftigung der Blumenfabrikation wieder auf. Ihre Produkte waren bald so gesucht, daß sie sich einige Hülfsarbeiterinnen annahm und mit kaufmännischer Hülfe auch nach außen hin Geschäfte zu machen anfing, die allerdings ertragreicher gewesen wären, wenn sie etwas Kaufmannsgeist besessen hätte. Ihre Einnahme reichte natürlich nicht hin, ihr Leben zu fristen und die mannigfachen, aus früherer Zeit aufgelaufenen Schulden zu bezahlen: auch hier half der Freund in der zartesten und zuvorkommendsten Weise. Wenige vertraute Familien, deren Töchter besonders sich an sie

anschlossen, genügten ihr, um ihr noch immer lebhaftes Bedürfnis nach Gespräch und geselligem Umgang zu befriedigen.

Auch ein persönliches Wiedersehen mit Humboldt, worauf sie niemals gehofft hatte, ist Charlotte beschieden gewesen. Er hat sie 1819 in Frankfurt gesehen, als sie auf einer Reise nach Karlsruhe und Stuttgart diesen Ort berührte, wo er als preußischer Gesandter am Bundestage damals lebte. Und noch einmal hat er sie 1828 in Kassel besucht, das er auf der Reise nach Paris und London mit seiner Familie berührte. Es war ihm besonders erfreulich, bei diesem Besuche Charlotte in ihrer gewohnten häuslichen Umgebung an der Stätte ihrer Arbeit gesehen zu haben.

Das größte und beseligendste Glück ihres Daseins aber wurden mehr und mehr Humboldts gemütvolle, gedankenreiche Briefe. Bis in den Beginn der zwanziger Jahre hinein waren sie nur spärlich und betrafen meistens wohl Charlottens äußere Angelegenheiten und deren Regelung, enthielten Ratschläge für die Einrichtung ihrer Existenz und gaben Direktiven in dieser oder jener zweifelhaften Lage. Als Humboldt dann den Staatsdienst endgültig verlassen hatte und freierer Muße genoß, wurde die Korrespondenz in regelmäßigere Formen gebracht: damit war naturgemäß der Schwerpunkt der Briefe nach der psychologisch-reflektierenden Seite hin verlegt. Dreizehn Jahre hindurch ist so die weise und milde Lebensphilosophie Humboldts für Charlottens noch immer auf- und abwogendes, oft steuerloses Stimmungsleben, ein dauernder, gleich warmer und gleich kraftvoller Antrieb gewesen, den Blick beständig auf die beseligenden und befreienden

Höhen des geistigen Daseins gerichtet zu halten. Konnte sie auch gewiß oft dem Freunde nicht folgen, so war es doch tröstend und erhebend, das Vorbild und den Weg zur Höhe klar vor sich zu sehen. Wie ein heiliges Geheimnis hat Charlotte diese seelische Verbindung mit dem Freund ihrer Jugend lange Zeit vor allen andern verborgen gehalten, ähnlich wie auch niemand von den Seinigen von ihr erfuhr bis zur Stunde seines Todes.

Humboldts Tod im Frühjahr 1835 hat Charlotte auf Jahre hinaus fast völlig zerbrochen: ihre Briefe an Karl Schulz stellen uns diese Zeit tränenvoller, dumpfer Verzweiflung, diese Wochen und Monate wühlenden Kummers lebhaft vor Augen. Sie hatte immer gewünscht, zu Zeiten als Gewißheit geahnt, daß sie vor ihm dahingehen würde: nun hatte sie den festen Anker ihres Daseins aufs neue verloren und trieb wieder auf ein ungewisses Meer hinaus. Ihr Alter hatte nichts von der Ruhe und milden Heiterkeit, die die letzten Jahre ihres großen Freundes durchsonnten, zu der sie hinzuleiten sein nie ermüdendes Bestreben gewesen war. Mehr und mehr und bis ans Ende ihrer Tage kam wieder jene flammende Unruhe über sie, die in ihrem Umgang und selbst in ihren Briefen so beklemmend und quälend auf ihre nächsten Freunde wirkte. Ihre brennenden, feurigen Augen, die sie noch im Alter hatte, sprachen dem Menschenkenner deutlich von ihrer stets stark bewegten Seele. Aber auch drückende materielle Sorge trat ihr nun wieder nahe, da Humboldt in seinem letzten Willen ihrer nicht gedacht hatte. Erschien das früher unbegreiflich, so kann man jetzt deutlich erkennen, daß ein unglücklicher Zufall, an dem

Charlotte selbst Schuld trug, der auf ihren Wunsch in Humboldts letzter Lebenszeit veränderte und damit zunächst unsicherer gewordene Zahlungsmodus die Veranlassung gewesen ist. Einige ihrer Freundinnen, an der Spitze Therese von Bacheracht, geb. von Struve, ließen ihr anonym eine regelmäßige Unterstützung zugehen, als ob sie von Humboldt autorisiert wäre: doch konnte diese fromme Lüge nicht lange Bestand haben. Schließlich setzte ihr König Friedrich Wilhelm IV., an den sie sich unter Berufung auf Humboldt bittend gewandt hatte, eine kleine jährliche Pension aus, die ihre letzten Tage erleichterte. Am 16. Juli 1846 hat die Schwergeprüfte die Augen geschlossen.

DEM Tode zum Trotz hat Charlotte während der letzten elf Jahre, die sie ohne den mahnenden und tröstenden Zuspruch Humboldts verbringen mußte, das innere Leben mit dem Verewigten fortgesetzt, indem sie in freien Stunden sich beständig mit dem geistigen Schatze beschäftigte, den er ihr hinterlassen hatte. Die Briefe lagen, in ihrer Reihenfolge geordnet, in ihrem kleinen Schreibtisch, und täglich griff sie danach, wie man in einem Andachtsbuche liest. Da sie genau wußte, in welchem Fache gerade der lag, welcher ihrer augenblicklichen Stimmung entgegenkam, so durfte nie einer fehlen und nur sehr selten würdigte sie eine Freundin, ihr einen zum Lesen mitzugeben. Sehr früh tauchte bei ihr der sehr natürliche Gedanke auf, wie hart und egoistisch es sein würde, diese reiche Quelle der Erhebung und des Trostes nur für sich allein auszuschöpfen und zugleich mit dem individuellen Dasein der ersten Empfängerin untergehen zu lassen. Die

Form, in der den Briefen eine allgemeinere Verbreitung verschafft werden könnte, war ihr lange ein Gegenstand des Zweifels und mannigfacher Erwägung. Besonders über Art und Grenzen des bei öffentlicher Mitteilung Auszumerzenden sann sie lange nach: alles Persönliche sollte schließlich verschwinden und damit gewissermaßen das eigene Ich gänzlich ausgelöscht werden, ein Prinzip der Bearbeitung, das notwendig scheitern und als undurchführbar erkannt werden mußte, da es hier nur zu einer farblosen Aphorismensammlung führen konnte. Endlich begann sie mit eigener Hand, durch Geschäfte und Krankheit vielfach unterbrochen, das Druckmanuskript auszuarbeiten, so wie es nach ihrer Bestimmung nach ihrem Ableben gedruckt werden sollte, und konnte diese Arbeit nicht nur noch vollenden, sondern auch mehrmals bessernd durchgehen und Erläuterungen in Form kleiner Exkurse hinzufügen. Die Originale sollten ihrer langjährigen Freundin Therese von Bacheracht zufallen, die auch zur Herausgeberin des Werkes bestimmt war. Leider begann jedoch Charlotte während einer Krankheit in einer Anwandlung von Unmut darüber, daß ihre Redaktion noch nicht zu Ende gekommen war und im Falle ihres Todes ein Mißbrauch mit den Briefen getrieben werden könne, die Originale, zunächst die der älteren Zeit, daneben aber auch einige aus späteren Jahren, dem Feuer zu überantworten, ein Gedanke, den sie früher energisch von der Hand gewiesen hatte. Als sie genas, hörte sie allerdings mit dieser vandalischen Handlungsweise wieder auf und empfand lebhafte Reue; diese konnte jedoch das Geschehene nicht ungeschehen machen, und erst jetzt,

bei einer genaueren Vergleichung der noch übrigen, dem Feuertode entgangenen Originale mit Charlottens Text, hat sich die Größe des Verlustes gezeigt, den die Nachwelt und das Andenken Humboldts durch diese sinnlose Vernichtungswut erlitten hat.

Als Charlotte in den letzten Jahren ihres Lebens mit ihrer Freundin Therese wegen ihrer Beziehungen zu Gutzkow und der Richtung ihrer Schriftstellerei gänzlich auseinander kam, änderte sie ihren letzten Willen dahin um, daß nicht diese, sondern vielmehr Humboldts Bruder Alexander der Erbe der Originalbriefe und des von ihr bearbeiteten Manuskriptes sein sollte. Trotzdem Therese in Verbindung mit ihrem Freunde Gutzkow diese Bestimmung angriff, wurden alle Papiere an Alexander übermacht, der sie dem Tegeler Familienarchiv übergab, zusammen mit einem weiteren Dutzend von Originalen, die Charlotte selbst früher ihrem Bittbrief an Friedrich Wilhelm IV. als Belege beigegeben hatte und die Königin Elisabeth an Alexander schenkte. Der letztere wünschte in Übereinstimmung mit der Familie die Herausgabe zunächst ganz zu unterdrücken, Therese bestand indessen auf ihrem Besitz- und Herausgaberecht, und so trat, durch Varnhagens literarische Beihülfe besorgt, der erste Abdruck von Charlottens Bearbeitung ohne nochmaligen Vergleich der Originale 1847 an die Öffentlichkeit.

Als ich im Sommer 1901 als erster eine Vergleichung der erhaltenen Originalbriefe mit dem gedruckten Texte vornahm, war ich von dem Resultat, das sich dabei ergab, ganz überrascht. Ich hatte erwartet, eine große Zahl kleinerer und unbedeutender, daneben auch eine kleinere Zahl bedeutender und sinnstörender Lese-

fehler zu finden, da Humboldts Handschrift zeitlebens nicht zu den lesbarsten gehörte, in gewissen Epochen sogar sehr schwer und nur für den Geübten richtig zu entziffern ist und es überhaupt fast keinen Satz, jedenfalls keine Seite irgend eines Humboldtschen Briefes gibt, die bisher fehlerlos gedruckt wäre. Was ich nicht erwartet hatte und niemand ahnen konnte, fand sich: eine Menge von Streichungen ganzer Briefe und Abschnitte und eine Fülle absichtlicher, bewußter Änderungen, die an vielen Stellen direkt als Fälschungen des tatsächlichen oder gedanklichen Inhalts zu bezeichnen sind. Daß daneben auch die rein unbewußten Lesefehler in unglaublicher Anzahl sich fanden, versteht sich von selbst. Eine eingehende Vergleichung soll hier natürlich nicht gegeben werden. Unter den weggelassenen Stücken befinden sich nicht nur Erörterungen über klimatisch-meteorologische und gesundheitliche Verhältnisse, über die Geldangelegenheiten, längere belehrende Stellen geographischen, astronomischen, philosophischen, medizinischen Inhalts, sondern auch rein gedankliche Betrachtungen über Lebensfragen, die keinerlei Anstoß geboten hätten, und politische Stellen wie die über die polnische Revolution. Literarische oder persönliche Urteile, die für uns im echten Wortlaut von größter Bedeutung sind, z. B. über Goethe, Herder, Forster, Stolberg, Sophie Laroche, Rahel, Bettina, Karoline u. s. w. sind gekürzt, unterdrückt oder durch Umformung abgebogen, hie und da ganz verfälscht. Fast alle irgendwie lebhafter oder schroffer hervortretenden Gegensätze zwischen Humboldts und Charlottens eigenen Ansichten, so wenn er gegen eine gewisse beschränktere Frömmigkeit, gegen

die Herrschaft der Stimmungen und Ahnungen über Vernunft und Willen, gegen den Selbstmord u. s. w. redet, sind, namentlich wo sie in strafenden Ernst übergehen, entweder ganz beseitigt oder doch erheblich abgeschwächt, an einzelnen Stellen Tadel direkt in Lob verwandelt. Die ein paarmal auftretenden ernsteren Mißverständnisse, wie sie bei einem Verhältnis ohne persönliche Berührungen und ohne eine gewisse Ähnlichkeit der Lebenshaltung nicht ausbleiben konnten, erscheinen verschwiegen oder stark verwischt. Dazu kommen die fortdauernden stärkeren oder schwächeren Eingriffe in Humboldts Stil und Ausdrucksweise, Wortstellung und Wortwahl, die unsrer heutigen Zeit, die historischer denken gelernt hat, frevelhaft erscheinen müssen. Charlotte, die jeden Augenblick das Wort Heiligtum als Bezeichnung für Humboldts Briefe im Munde führt, hat hier wahrlich nicht wie ein ehrfurchtsvoller Priester, sondern eher wie ein verständnis- und respektloser Tempelräuber des Amtes bei diesen Reliquien gewartet, zu dessen Verwalterin sie ein sonderbares Schicksal gesetzt hatte. Ihrem großen Freunde hat sie damit wahrlich keinen guten Dienst erwiesen. Eine weit unter Humboldts Auszeichnung stehende, aber sehr determinierte und in vieles, was sie nicht verstand, hineinredende Frau hat sie Gutzkow genannt, dem die geschilderte Sachlage oberflächlich bekannt gewesen sein muß. Hier sehen wir kleine weibliche Eitelkeit am Werke, geschäftig für den eigenen Ruhm. Der Text aller derjenigen Briefe, zu denen wir die Originale nicht besitzen, ist völlig apokryph und gegenüber jeder gutbegründeten Vermutung, die imstande ist Sinn oder Stil zu bessern, vogelfrei: in diesem Sinne

ist er auch im folgenden von mir behandelt worden. Die vielen Anstöße, die ich stehen lassen mußte, lehren freilich, daß überall das Original zurückzugewinnen ein Ding der Unmöglichkeit ist: an diesen Klippen scheitert jede philologische Kunst und lernt sich bescheiden.

DER vielseitige und reiche Inhalt der Briefe soll hier nicht zergliedert werden. Aber eine Frage müssen wir noch beantworten. Was war es eigentlich im innersten Kerne, was den weisen Denker so fest mit der unglücklichen, sicherlich ihm geistig untergeordneten Pfarrerstochter verband, daß er dies Verhältnis mit nie endender Freundlichkeit und Milde und unter den erschwerendsten äußeren Umständen bis zum Tode fortführte?

Es ist aus den Charakteren sofort deutlich, daß von einer wirklichen Freundschaft im höheren Sinne zwischen Humboldt und Charlotte nicht die Rede sein konnte. Dazu bot die Persönlichkeit dieser Frau viel zu viele Eigenheiten dar, die Humboldt sicherlich nicht wohltuend sein konnten, ja die ihm abstoßend sein mußten, so wenig Heiterkeit und ruhiger Gleichmut mit unruhvollem Trübsinn und Beklommenheit harmonisch zusammenstimmen können. Dazu lagen ferner in den beiderseitigen Anschauungen von den Menschen und ihren Pflichten, vom Leben und seinen Aufgaben zu tiefe und fundamentale Differenzen, unlösbar verknüpft mit dem innersten Sein, geleitet und bestärkt durch die völlig verschiedene Lebenslage. Daher hat denn auch sein Eingehen auf ihre Wünsche, sein Herabsteigen zu ihren Schwächen eine zwar leise be-

zeichnete, aber überall fest bestimmte Grenze, und mit immer freundlicher, aber immer zwingender Wendung, gegen die kein Widerspruch und keine Überredung galt, weist er stets ab, was ihm unbequem und unsympathisch ist in den Dingen, über die man wohl einig sein, aber niemals werden kann. Er wußte genau, was er tat, als er zweimal den Versuch Charlottens, sich seinem Hauswesen in irgendeiner dienenden Form anzugliedern, energisch zurückwies: denn er sah die Konflikte voraus, die notwendig hätten kommen und jede Verbindung zerstören müssen.

Es ist in unlösbarer Verknüpfung ein intellektueller und ein ethischer Faktor, aus denen sich die Empfindung zusammensetzt, die unsre Briefe hat entstehen lassen. Es ist der große, in Humboldt von Jugend auf so vorherrschend lebendige Trieb nach Erkenntnis jedweder individuellen Daseinsform als des allein Wertvollen im Leben des Alls, und es ist die tiefe Empfindung, daß die treue Anhänglichkeit und das felsenfeste Vertrauen dieser Frau auf den Mann, der in flüchtigen Jugendtagen an ihr vorübergegangen, dankbar anerkannt und belohnt werden muß, daß es für ihn Pflicht ist, dem unglücklichen Mitmenschen ideell und materiell zu helfen, ihn zu erheben und zu stützen, so lange und so kräftig er dazu imstande ist. So hat er aus der Hingabe und Treue dieser Frau, aus ihrem Wesen und dessen unverhüllter Mitteilung so viel intellektuellen Genuß zu ziehen gewußt, als nur immer möglich war. Wir können uns vorstellen, welchen unendlichen Reiz es für ihn, der in seiner vornehmen Ruhe so anders geartet war, gehabt haben muß, durch ihre Selbstbiographie in die inneren Regungen und

Kämpfe dieser romantisch-phantastischen Seele tiefe und unvergeßlich belehrende Blicke zu tun. So ist er ihr auf der andern Seite durch lange Jahre der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Berater und Helfer gewesen.

Man hat, namentlich ist das von Varnhagen betont worden, Humboldts Art, sich in diesem Briefwechsel zu geben, unwahr gefunden; man hat ferner die Weltanschauung, die er hier vorträgt, schlaff und quietistisch gescholten. Wer Humboldt aus persönlichem Umgang kannte, kannte ihn allerdings auch von andern Seiten, als er sie hier zeigt, und wir Heutigen, die wir seine Briefwechsel mit seiner Gattin, mit Schiller, Goethe und vielen andern zu besitzen das Glück haben, kennen ihn wohl noch viel genauer, als Varnhagen ihn gekannt hat. Aber so viel darf gesagt werden, daß die Neigung zur leicht pathetischen Reflexion zu allen Zeiten in Humboldts Eigenart neben ganz anders gearteten Richtungen seines Gemüts einen großen Raum eingenommen hat und daß wir seine Anschauungen so genau kennen und überall so mit sich übereinstimmend finden, daß der Vorwurf der Unwahrheit nirgends mit Grund erhoben werden kann. Und sicherlich ist diese Weltanschauung quietistisch in dem Sinne, als sie die reife Lebensansicht eines Greises ist, der mit dem tätigen Leben für seine Person abgeschlossen hat und in ruhiger, einsamer Beschaulichkeit über der unruhigen Leidenschaftlichkeit der Jugend wie über der tätigen, zielbewußten Arbeit des Mannes steht, die beide noch die Welt offen vor sich liegen sehen, ohne sich doch grämlichen Tadels über andre Lebensalter schuldig zu machen oder seine Sinne jemals

gegen die lichte Schönheit der Welt zu verschließen. Kann ein Greis an der Schwelle des Todes, über die ihn die sichere Hoffnung still hinwegtragen wird in das unbekannte Land, eine andre Lebensansicht haben? Und kann ihn eine andre zufriedener und glücklicher machen? Reif sein ist alles.

»Es glänzt ein stilles weißes Haus
Aus stillen grünen Kronen;
Auf seinen Warten ruhen aus
Die Winde aller Zonen.

Auf ihrem Hauch ein edler Klang
Hat sich hinausgeschwungen;
Von Meer zu Meer grüßt ihn Gesang,
Gesang in allen Zungen.

Im Hause sind Gemach und Saal
Gefüllt von Glanzgestalten,
Die in vergangner Tage Strahl
Die stumme Wache halten.

Die Marmorlippen scheinen sich
Just aufzutun wie Blüten,
Erhobne Hände feierlich
Ein heilig Gut zu hüten.

Laß hinter dir, was trüb und wild,
Der du dies Haus betreten;
Denn zu der Hoffnung reinem Bild
Darfst du gefaßt hier beten!«

VORBERICHT
VON CHARLOTTE DIEDE

DIE Briefe, welche hier erscheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den gesammelten Werken Wilhelm von Humboldt's empfangen werden. Oft ist der Wunsch ausgesprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünschte, die nicht in dieses Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, besonders Briefe, erscheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nöthig, bis die Herausgeberin den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

»Was Wilhelm von Humboldt in bewegter geschichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war, was Er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete, was Er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannigfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — »das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel«, die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die Ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe

Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

»Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden; dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

»Die Briefe sind nicht für jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser oder Leserinnen, reiche, mannigfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell inneren, geistigen Reichthums. Der eigne Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

»Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhalts. Auch wenn sie einmal bei äußeren Erscheinungen verweilen,

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldt's Theilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Muth haben ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es, und sie allein worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und anderen interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahr 1788 in Pyrmont kennen, wohin Herr von Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andre wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir ge-

hörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahndet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung eben so mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand worüber er sprach.

Herr von Humboldt reisete nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher aufs Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und »das Gefühl fürs

Wahre, Gute und Schöne« wurde klarer und stärker in mir.

Wir sahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiseste Hoffnung des Wiedersehens[1]). Ich schloß die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste und gab es nie heraus, sprach nie darüber, und sicherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein sehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahndete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument das hierher gehört[2]), da es beides charakterisirt, den jugendlichen Humboldt und unser jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieser für mich in den späteren Folgen so wichtigen Bekanntschaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheirathet. Ich lebte in dieser kinderlosen Ehe nur fünf Jahre, und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch räthselhafte, geheime, erst spät enthüllte Intriguen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden.

In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem

---

[1]) Doch geschah es noch zweimal nach vielen Jahren.

[2]) S. das Facsimile des Stammbuchblatts.

Gefühl fürs Wahre, Gute, und Schöne erhebt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jezigen Augenblick, da ich mich, auf ungewisse Hofnung des Wiedersehns, von Ihnen trennen muß!

Wilhelm Humboldt.

Pyrmont, den 20st Julius, 1788.

sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignißschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponiren konnte; gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte,

denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eignen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um diese Zeit sprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Minister von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als dessen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergessenen zurück zu rufen,

mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszusprechen, und es ihm und seiner Einsicht anheim zu stellen, ob und was für mich zu thun sei? So schnell wie der Gedanke in mir aufstieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuren Freund einen möglichst kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu diesem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine sprechende Beglaubigung. Von diesem Brief habe ich damals für mich eine Abschrift bewahrt und diese jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechsel eröffnete, so gehört er, stückweise, hierher und ich theile das Nöthige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird seinen Brief, den treuen Abdruck des edelsten Gemüths, nicht ohne gerührtes Interesse lesen.

EHE jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig sein zu sagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entschluß dazu entstanden ist. Es möchte dies Pflicht sein in einer Zeit, worin so viele Briefe von vertrautem Inhalt erscheinen, die neben dem Interesse, das sie gewähren, nothwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist, wie von einem unsichtbaren Willen geleitet, entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neideswerthen Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligthum, und sah sie

an wie eine unerschöpfliche Quelle höheren Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf diese Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reicheren Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermuthigung, die mir gerade nöthig waren. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war Er mir, worüber er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Prinzip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit Ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahndet von jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen, noch durch Krankheiten, und bis in den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligthum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jedem einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten so klar ausgesprochen, die sicheren Wege zu innerem Glück und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilsam für jedes gutgeartete Gemüth sein muß.

Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!

Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen. So stiegen nach und nach Gründe auf, so werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst theilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art ent-

standen. So waren, wie schon gesagt, Jahre nöthig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben stattfinden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen, und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschluß, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht später bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich zu begehen ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe, und keine fremde Hülfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was Er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtniß festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Diese werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nöthig ist.

An den Freiherrn von Humboldt,
K. Pr. Staats-Minister auf dem Kongreß in Wien.

»Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das Ihm einst begegnete, mit dem Er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreuete mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Antheil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geist zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur Einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Excellenz mit einer höchst geistreichen und eben so edeln Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben.

»Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern

der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen[1]) (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths.

»Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte, theuere Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwerth und Hoheit. Hier ruhete ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war; hier ermuthigte ich mich, wenn aller Muth sank; hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen

---

[1]) Facsimile.

dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem und mannigfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweihet. Ew. Excellenz sind, das erkenne ich im eignen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußeren Stellung mögen für Viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahl des Glücks oder im Schatten schwerer Verhängnisse. ‚Der Gehalt in unserer Brust, wie die Form unsers Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig.‘

»Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das giebt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußeren Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Thränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es der Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Excellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört.

»Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Fa-

milienlebens auf dem Lande hingeflossen. An theuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; dem gemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als Andre, den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Antheils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es, wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idealen. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn

es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathans gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardson's Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nöthig glaube, um das Folgende richtig zu beurtheilen.

»Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignißschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Muth gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher, nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden.«

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermuthigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Plane für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und

Erschöpftsein aller Lebenskräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden werthvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: »Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Theilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie theuer uns alles ist, was dem einst geliebten Mann angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den theuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!

»Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschiehet was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!«

H.[olzminden], den 18. Oktober
1814.

BRIEFE
WILHELM VON HUMBOLDTS
1814—1828

1*. Wien, den 3. November, 1814.

ICH habe heute früh Ihren Brief vom 18. October bekommen, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unsrem Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie wie eine flüchtige Jugenderscheinung an mir vorüber gegangen sind; ich glaubte Sie, denn ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos, nach Ihnen, verheirathet in der Gegend, wo Ihr Vater damals lebte, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte, ohne alle Aussicht je wieder mit Ihnen reden zu können, nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt sehe ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir in der Zeit geschrieben, in der Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte, Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsre Briefe lesen, der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt durch Sie, daß ich damals einen tieferen Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man, nach so langen Jahren, von sich selbst wiedersieht, sprechen einen wie aus einer andern Welt an. Ich habe das Glück, denn es ist wirklich nur ein Glück, mich keiner Empfindung zu schämen, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach, wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das tiefste ergriffen, ich versetze

mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren, und daß Sie mich werth hielten, Sich mir, wie Sie thun, zu öfnen. Schreiben Sie mir aber, wenn Sie es der Mühe werth halten, es noch einmal zu thun, ohne Umschweife, und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wiedergesehn hätte. Sehr Unrecht aber haben Sie, wenn Sie behaupten, daß gewisse Eindrücke im weiblichen Gemüth tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweisen. Gestehen Sie immer — es soll kein Vorwurf seyn, 26. Jahre liegen hinter unsrer kurzen Bekanntschaft, und wir sehen uns leider vermuthlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verschwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben sich wenigstens nicht an mein Versprechen erinnert, Sie wieder zu besuchen, das nicht gehalten zu haben, mich oft sehr ernstlich geschmerzt hatte. Ich könnte die Bank noch bezeichnen in der Allée, wo ich es machte, ich war im Begriff zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, da ich es für unmöglich hielt, eine Woche später nach Göttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es ist mir ein sichrer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen sollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, ist, daß ich nicht bestimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu mischen. Trübe, oder schmerzliche Empfindungen konnten sich, davon seyn Sie sicher überzeugt, an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trift mich kein Vorwurf dieser Art. Ihr Schicksal hat mich so ergriffen, wie Sie es nach diesen Geständnissen, die ich

Ihnen frei wiederhole, Sich denken können. Ich habe es auch auf mannigfaltige Weise heute überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie Sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rath, und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrenheit, als Sie, besitzt, und gewiß ebenso, wie Sie, weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, seyn Sie wirklich vertrauend, seyn Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größesten Gefallen, den Sie mir erweisen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge für Ihren Unterhalt untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark; Sie waren es, scheint es, wieder in Cassel geworden. Bleiben Sie Ein Jahr nur ruhig, und pflegen Sie Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren trotz aller Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rath für Ihre übrigen Plane. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Von Ihren jetzigen Planen kann ich keinen billigen, und keinen befördern. Der in mein Haus zu kommen, ist sehr gütig. Es sollte Ihnen gewiß bei uns wohl seyn. Aber die Verhältnisse erlauben es nicht. Unser Hauswesen im Ganzen muß durch andre, als weibliche Aufsicht, besorgt seyn. Mit meinen Töchtern beschäftigt sich meine Frau, die sehr wenig ausgeht, unausgesetzt selbst. Dann würde auch mir und ihr die Idee unerträglich seyn, daß Sie Sich in Abhängigkeit dächten, und wir leben, wenn wir zusammen sind,

in so engem Verhältniß mit einander, daß eine Erweiterung dieses Kreises uns beiden fremd seyn würde. Sie selbst scheinen Sich diese Einwürfe schon gemacht zu haben, und ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz und durchaus offen zu reden. O! Sie hätten sehr Unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut, und machen ihm Ehre. Aber er kann Ihnen, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freundinnen sehn, nicht helfen. Die Chur Prinzessin noch weniger. Die Prinzessin von Wales kommt nicht nach Deutschland. Für die Pension von mehreren Höfen ist keine Veranlassung, wenigstens nicht genug, als daß ich Muth hätte, es zu versuchen. Alle diese Dinge müssen Sie also wenigstens dem Schicksal, der Zeit überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung, ehe ich sterbe, zu wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußern Sorgen verstrichen ist. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständigst darum. Wenn Sie noch das mindeste Andenken des Gefühls von jener Zeit her haben, verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich genommen die falscheste Delicatesse von der Welt, und Sie können sicher seyn, daß niemand je, als ich und Sie, darum wissen wird. Ich bin gar nicht reich, aber ich weiß, was ich thue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Brief, und allen seinen Beilagen, daß Sie, was mein Gefallen an Ihrem Leben, meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung auf 200 Thaler ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate genug seyn kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich,

recht ordentlich, was Sie, eine Badecur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir wieder, wenn einst Ihr Schicksal sich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der ist, daß Sie ein Jahr vor Sich haben, für das Sie nicht zu sorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit, und ohne Aengstlichkeit künftige Plane bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich, nach der Schilderung, die Sie mir von Sich selbst machen, aussetze. Sie können Alles ausschlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorschlag beharren, er ist der einzige Ihrer Lage angemessene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, selbst mit seiner Arbeit Verdienst zu suchen. Sie sollen ja auch nachher ganz frei seyn. Nur bis Ihre Gesundheit etwas hergestellt ist, folgen Sie. Jetzt ist jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie Sich aber an andre, so glauben Sie mir, niemand antwortet Ihnen so anspruchlos, so uneigennützig; andere glauben Ihnen einen Gefallen zu thun, mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheirathet, ich heirathete drei Jahre nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heirathete bloß und rein aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir

sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und ich hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen wurde es gewissermaßen zur Verbindlichkeit zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß, und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort, und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Officier, ging mit 16 Jahren ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt, und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden, und konnten keine Silbe Deutsch, als sie, die älteste im 10. Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen sie. Es sind zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst 5 Jahre. Zwei Söhne verlor ich unglücklicherweise in Rom, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von dem Innren läßt sich immer nur reden, nicht schreiben. — Nun nehmen Sie noch einmal meinen warmen und herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wieder-

sehen werde, und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft Vieles, über die augenblickliche Dauer unsres Zusammenseyns hinaus, legte; so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war, und nie eine solche seyn wird. Ganz der Ihrige H.

Die Originalbriefe und meinen Zettel schicke ich zurück, die Abschriften schien es mir besser, zu behalten.

2. Wien, den 18. December, 1814.

Ihr Brief hat mir große Freude gemacht, liebe Charlotte, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie legen unendlich zu viel Werth auf das, was natürlich war, und nicht anders seyn konnte. Ihr Andenken hätte sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf Einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständniß, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet, und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie Sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie

nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläuftig seyn könnten. Es giebt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüths. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas seyn zu können. Aber Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußeren und inneren Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit, und je länger, je besser. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und lassen Sie mich die Kinderei gestehen, schon Ihre Hand macht mir Freude, sie ist hübsch an sich, und ich erinnere mich ihrer von ehemals. Reden Sie mir aber vor allen von Sich selbst. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu schreiben; seyn Sie großmüthig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe sehr wenig Zeit. Ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieser Bitte mehr Freimüthigkeit, als ich haben sollte. Aber ich läugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin,

und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter stimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerst in Göttingen oder Braunschweig leben sollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine sonderbare Saite in mir. Ich habe es sehr gern, wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht bloß aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist. Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht errathen, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und werden Sie mir nicht fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen, und schwerlich je wieder sehen werden. Aber es giebt in dieser Art der wahren und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, mit dem Geständniß geizig zu seyn, daß Ihr Bild von damals her mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt

ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich wie das Leben warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Empfindungen Ihr H.

3*. Frankfurt, den 13. April, 1816.

Ich fühle mich sehr glücklich, liebe Freundin, Ihnen gegen alles mein eignes Hoffen die Briefe des Herzogs doch gerettet zu haben, und Ihnen zu schicken. Der von mir in Paris zurückgebliebene Secretair hat seine Nachforschungen solange fortgesetzt, bis er wirklich mit Ihrem Briefe vom 12. Nov. noch andern, die für mich auf der Post lagen, auf die Spur gekommen ist. Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, auch für diesen langen Brief, und bedaure ihn nicht ebenso beantworten zu können. Aber Sie kennen meine Lage, und ich eile, Ihnen nur das zu schicken, was Ihnen so werth und so heilig seyn muß. Leben Sie wohl, und rechnen Sie fortdauernd auf meine herzlichste Theilnahme und Freundschaft Humboldt.

4*. [Berlin, den 18. Juli, 1817.]

. . . S.[tapleton] war noch nicht bei mir. Ich werde ihn mit großer Freude sehn, da mich, was Sie mir von ihm sagen, sehr interessirt. Sie können mir immer hierher schreiben. Man schickt mir die Briefe nach, wenn ich abwesend bin. Nun leben Sie wohl, theure Charlotte, bleiben Sie mir gut, und rechnen Sie unveränderlich auf meine herzliche Theilnahme und Freundschaft. Es ist . . . Humboldt.

5*.

Ihr Brief findet mich gerade in einer großen Verwirrung. Meine Frau ist mit meiner Familie gestern

von Italien zurückgekommen, und morgen Nachmittag, oder übermorgen früh gehe ich mit ihr auf mehrere Tage nach Ems, da meine Frau krank ist. So beschränkt indeß dies Alles meine Zeit macht, komme ich dennoch gewiß morgen Vormittag gegen 11. Uhr zu Ihnen und bitte Sie nur, wenn Sie können zu Hause zu seyn. Ich freue mich sehr Sie zu sehen.

[Frankfurt,] 29. Junius. [1819.] H.

6. Burgörner, April 1822.

Es ist sehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es thut mir leid, ja es schmerzt mich, so ganz von Ihnen vergessen zu seyn, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, so bald Sie diese Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen ist und ergeht? Es mahnte mich schon lange, Ihnen zu schreiben, und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich selbst schuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeschüchtert haben, Sie mochten besorgen, mir lästig zu werden. Addressiren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl, und antworten mir gleich. H.

7. Burgörner, April 1822.

Ich lasse meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein Paar Tagen schrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich sehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand sehne, und es mir leid thut, daß ich so lange schwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuschlagen, damit mein Brief sicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Addresse nicht genau, ja ich

weiß nicht einmal, ob Sie noch in Cassel sind. Das aber darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich vergesse Sie nie. Ihr H.

8. Burgörner, den 3. Mai, 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe, vom 24. und 26. April, empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichen Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut, und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden, oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüths bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß ein seltnes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüth die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich Vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten, und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet seyn kann. Weil nun

kein persönlicher Umgang unter uns Statt finden kann, so wollen wir einen brieflichen beginnen und feststellen. Ich schreibe zwar nicht gern, und klage mich zum voraus an, Sie werden sehr oft Nachsicht, Geduld und Großmuth zu üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese, was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres, und noch mehr Ihr inneres Leben in der innigsten Theilnahme interessirt. Sollte ich also einmal seltner schreiben, so lassen Sie Sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben, und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus, und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut, in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.

Daß Sie am liebsten in Cassel leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitre Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön, und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allem andern Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und

daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüsse, welche in kleinen Städten versagt sind. Ich billige also ganz Ihren Entschluß, dort ferner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige H.

9. Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie Sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unsrem Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht gethan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen seyn müßte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das Geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank seyn können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sey, so drängt es

mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltnen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unpartheiisch beurtheilt, und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und richtig erkannt, was an den Lobsprüchen andrer abzuschneiden, und an dem, worüber sie schweigen, zu tadeln war. Und einem gewissen Mistrauen in meine Kräfte, und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht seyn mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen seyn könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so ergreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Eindruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindungen süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseyns, und das des edeln tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich

die Erneuerung unsres Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig seyn wird; mir könnte sie nie anders seyn. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie Sich mir wieder naheten, traf gerade in die bewegteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange, Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideenumtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze; wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seyn Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir, wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte, und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsres gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemanden, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen auf-

dringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich, noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden Sich von mir, wie Sie gütig Sich ausdrücken, berichtigen lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemanden sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

10. Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwickelung und seltne Ausbildung Ihres inneren Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden, und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben Sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausspreche, und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt.

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so thun Sie es auf folgende Weise. Fangen Sie mit Ihrem

Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge, und in der größesten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtniß, auf was Sie Sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Person redeten. Geben Sie den Orten und Menschen, wenn Sie dahin kommen, auch mir, andre Namen, nur den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Göthe gemein, daß ich eine besondre Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über Sich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie Sich, wo Sie ein andrer loben und tadeln würde.

Was ich besorge, ist, daß Sie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja schon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerst sind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend sind meist heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie schreiben nur für mich, und kein andres Auge, als das meinige, ruht auf dem, was Sie für mich schreiben. Ich sehe Ihrem Entschluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

11. Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was

Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mittheilen, ganz durch Ihre Empfindungen bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit seyn, mit dem, der den innigsten Theil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden; das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünschte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie Sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläuftig werden könnten, und denken Sie nicht, wie langsam Sie verweilen. Wir leben beide noch sehr lange, wenn gleich Sie länger. Gerade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind, haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben so fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt, so denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen verlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen, und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es neue Figuren, die sich vor

der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt, wie in dei Wirklichkeit. Dieser Hang, sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen, wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von bloß reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr, wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie, und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußeren Umrissen zum Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Daseyn und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannigfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich

nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor, als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden sich nun bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landpredigertöchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung, die Einfachheit bei hoher Bildung, die Entfernung alles vornehm unangenehmen Tons, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft gesprochen, und dann bei mir lachen müssen, daß ich das Alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andre Predigertochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat

mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nun waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden, und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch Alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besondres Interesse für mich. Ich prüfe daran, ob ich richtig oder falsch ahndete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi, und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein paar Collegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Elternhause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug gewesen wären; darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche Maß überschritten zu haben glauben. Aber es ist doch so. Ich meine nemlich, daß Ihre Schilderungen noch umständlicher seyn, noch mehr Züge dessen, wie es um Sie her war, enthalten sollten. Die Frage, die ich hersetzen will, müssen Sie mir noch in einem Ihrer nächsten Briefe auf einem besondren Blatte pünktlich und genau beantworten: wie Ihre Mutter aussah? Das läßt sich doch beschreiben, Sie haben es aber gar nicht gethan. Von allen Personen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müssen Sie das immer thun. Was

Sie Sich also von den Gesichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, schreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauses beschrieben, aber nicht bestimmt genug. Ob die Lage des Hauses, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuser, ob die Gegend anmuthig war? ob Sie aus den Fenstern ins Grüne, ob weit ins Ferne sahen? von dem allen steht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das sind ja ganz wesentliche Umstände. Das holen Sie ja nach, und machen Sie die Schilderung so, daß ich mir ein bestimmtes Bild davon entwerfen kann. Diesen Wunsch müssen Sie mir befriedigen, sonst schwankt alles in der Phantasie, und selbst die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht lästig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben Sich einmal darauf eingelassen, sie zu erfüllen.

Ich bin allein hier, und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermuthlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern Sich wohl — Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte. Mit immer unveränderlichen Gesinnungen Ihr

H.

12. Tegel, den 10. Julius, 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu addressiren, sie kommen mir sichrer zu. – Hier brachte ich meine

Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittnen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemählde und Marmorsachen, die wir haben. So wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen seyn mußte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder einschränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund Ewald ist aber doch wohl hier viel gütig-sorglicher gewesen, und hat an Ihr Glück gedacht, und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geselligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein wenn ich es auch meinte, so würde ich doch mehr zur Einsamkeit rathen. Es ist nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art so, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was sie in sich sind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigenthümlichere Art ihrer Gemüthsstimmung zu sehen.

Diese nun aber ist schon schöner, wenn man die Einsamkeit liebt, und wird schöner, wenn man dieser Liebe nachhängt; sie würde es aber allmählich auch, wenn man von Natur die Einsamkeit nicht liebte, und sich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das ist so in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg ist, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage, und versetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübsch an mich, theure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufsatz, den Sie mir vorerst als Beantwortung meiner Frage senden, der ursprünglich nicht für mich bestimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, hat mich sehr interessirt. Ich liebe die Ansichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinstimmungen doch sehr verschieden seyn muß, über Gegenstände, wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen ist. Es muß in solchen Beurtheilungen vieles einseitig, selbst unrichtig seyn, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigne Ansicht; diese zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut; sie ist auch in hohem Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann, und den Werth, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt, und nicht gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht damit über-

einstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand, zu vergessen oder aufzugeben; ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen hängt ja mit so vielem in einem zusammen, und das Leben ist schon ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Theile fester an einander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf diese Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst, wenn das nicht ist, wie ich auch davon Beispiele in meinem Leben habe, so ergötze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gerne und viel in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle . . .

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachtheilig seyn könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Abwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern

vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern . . .

Aber Sie legen einen so hohen Werth darauf, Sie bitten mich so inständig und so dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus, was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht vertheidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu seyn. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich eben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen theilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

12a.

Sie wundern Sich, daß eine Liebe zu Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen

mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Seyn, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sie darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen, und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in Allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nennen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas besonders zusagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist, als ich, weil wirklich auch wenig Menschen so viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche

nicht so heraus, und genießen es nicht, wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und Alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, stillen Genuß ab . . .

Der Fähigkeit, sich einem fremden Willen, bloß weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als Muß sich zu unterwerfen, dieser Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdies das Gemüth milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger . . .

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

13. Burgörner, im Julius 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben, und wofür ich Ihnen eben so herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß, wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zusetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Er-

innerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreut; auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung mit einander stehen. Die einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger excentrisch hinliefen; die andern mehr in Göthe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko), und allem Regellosen, Excentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste Weise gebildet. Ich erinnere mich, daß Sie die Schillerschen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtniß geblieben, und ist mir noch heute, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den inneren Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussetzen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar seyn, wenn Sie Sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläuftig genug seyn. Ueber das: jemand nach seinem Charakter behandeln,

kann ich nicht ganz Ihrer Meinung seyn. Ich thue es immer, einestheils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben, und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein was mich selbst betrift, so wünsche ich immer, und thue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen, und ihn in Allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde, allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß sie auch gern mit Kraft und Selbstverläugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, gerade am wenigsten schonend erscheinen. — Es thut mir sehr leid, aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie Sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie Sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, wor-

auf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher, als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas andres denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten, oder in seinem Berufe dabei zu verlieren, oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in Allem übertreffen, was zur tieferen und feineren Kenntniß seiner selbst und andrer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet, da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedne Vorliebe für die einsame Stille, die Sie Sich selbst geschaffen haben, misfallen könne. Gerade das Gegentheil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, Ewald für Sie gefürchtet, und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, anderntheils auch kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Inneren, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben . . .

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele, und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen, als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einsamkeit liebt, und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eignen Inneren schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen, und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzuflößen . . .

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheirathet ist, und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit; im entgegengesetzten Fall aber ist es eine absolute, in der man wirklich allein lebt, und wenig Menschen sieht . . .

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigne Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise, einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und je mehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eignen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen, und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Trefliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tiefsten der Seele festhält, und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah, und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, Sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben

halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einigemal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schenken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb, und immer bleiben wird, mit dem nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst, wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich misbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweihet in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann; es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachen. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sey, einen noch besseren Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem inneren und nicht so veränderlichen Seyn, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Seyn unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahndet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken! Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund, auf dem Alles, was wir mit einander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt, und in dessen Licht es erscheint. Darin

liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Je mehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, je mehr ich Sie mir darin denke, desto mannigfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem inneren Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgend einer Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen, und habe daher mehr durch den Anblick vom Inneren und Aeußeren genossen, und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben . . .

Sie haben mich, liebe Charlotte, schon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunsch leise erneuert, und sprechen ihn jetzt wieder auf eine so zart empfundne Art aus, daß ich mir fast einen Vorwurf darüber mache. Sie sagen, die nahen Angehörigen geliebter Männer

seyen für Frauen unendlich theure, geheiligte Gegenstände; die Kinder, Theile seines Wesens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieser, würden in dem Grade, wie sie den Geliebten beglücken, von der innigsten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verschoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelstunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wissen, wer sie eigentlich ist. Wenn ich Ihnen also etwas sage, was Ihnen bekannt ist, so seyn Sie mir darum nicht böse. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend sehr schön, und ist, ob sie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle sind, gelungen ist. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weise, die Besorgniß erregte, oder ihre natürliche Heiterkeit störte. Burgörner gehört ihr und ist eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die Schlesischen mir gehören. Unsre Ehe wurde bloß durch gegenseitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geschlossen; sie hat in den 31 Jahren, die sie nun währt, nie einen nur weniger zufriednen Moment gehabt, unser Glück ist gegenseitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter sind, so ist unser Verhältniß selbst jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall seyn würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange von einander getrennt, aber seitdem ich freier

Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus seyn muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheirathung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheirathen, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheirathet. Die zweite heirathete, ehe sie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimen Rath von Bülow verheirathet, der Legations-Secretair bei mir in London war, und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt seyn wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause, und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Cavallerie-Officier in Breslau, und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im Ganzen so viel, daß Sie Sich meine Familie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie

sehe ich wenig Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

15. Berlin, den 27. December, 1822.

Ich setze mich mit inniger Freude an den Tisch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, liebe Charlotte, die mir, wie Alles, was von Ihnen kommt, sehr theuer gewesen sind. Es thut mir sehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich diesem Umstande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müssen aber nie unruhig seyn, wenn ich einmal länger nicht schreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin so selten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Gesinnungen, wie leise sie auch seyn möchte, ist in der That unmöglich. Es widerspricht meinem Charakter überhaupt, und widerspricht noch viel mehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft schreibe, hat ganz zufällige Ursachen, die ich eben auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geschäfte habe, so bin ich beschäftigter, als die meisten, die selbst viel mit solchen beladen sind, und ich lebe keinesweges so, wie manche andre, daß ich nur auf irgend eine Weise dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhinge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr

gehe ich nie zu Bette, sind regelmäßig besetzt; mit meiner Familie bringe ich nur etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagsessen, zu. In Gesellschaft gehe ich so gut als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich also die meiste Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, seit ich den Dienst verlassen habe, ein eigentliches Gelehrtenleben, habe weitläuftige wissenschaftliche Untersuchungen unternommen, und so kommt es denn freilich, daß der Briefwechsel manchmal stockt, der mit Ihnen aber doch am wenigsten. Denn ich wundere mich selbst manchmal, wie ich Ihnen so oft und so lange Briefe schreibe, und dann finde ich es doch wieder so natürlich, weil ich mich so gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen lasse, und meine Briefe wieder Veranlassung der Ihrigen sind, die ich so innig gern lese, wie lang sie seyn möchten. Denn zum Lesen habe ich immer Zeit; da dazu der Entschluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen ist, sondern mit dem erscheinenden Briefe natürlich da ist, so schiebt sich alles andre so lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin nie Zwang anthun. Ich klagte mich im Voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie sehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete. Ich habe lachen müssen, daß der Tod des Fürsten H.[ardenberg] Sie in eine Art von Besorgniß versetzt hat. Ich glaube Ihnen, als er noch lebte, und man keinen so nahen Tod ahndete, geschrieben zu haben, daß sein Hintritt nichts in meiner Lage verändern würde, und der Erfolg wird jetzt zeigen,

daß ich Recht hatte. Sein Tod hat mir aber sehr leid gethan. Ich hatte in frühern Jahren viel mit ihm gelebt, wir waren innerlich, ob wir uns gleich nicht sahen, auch in den letzten im Grunde nicht auseinandergekommen. Er hätte von vielen Seiten verdient, daß sein Tod in einen Moment gefallen wäre, wo er einen tiefern Eindruck auch allgemeiner hervorgebracht hätte.

Daß Sie erfreut und zufrieden sind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, ist mir lieb, ob Sie gleich hinzusetzen, »wenn ich sie auch ausführlicher gewünscht hätte, bin ich doch erfreut und etwas bekannt mit den Ihrigen und bescheide mich.« — Das ist ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, so muß ich darüber schmälen, daß Sie besorgen, ob Sie Sich nicht zu sehr haben gehen lassen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbstbiographie nur für mich geschrieben. Sie haben mir die ersten Empfindungen Ihrer jugendlichen Brust aufrichtig, edel und offen gestanden, Sie haben mir diese Gefühle durch ein ganzes Leben gesondert bewahrt, und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Besitz waren ein Paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber so etwas zu würdigen versteht, wie ich das von mir sagen darf, der wird es, wie ein seltnes Glück dankbar empfangen, und wie eine Zugabe des Himmels ansehen. Nicht der leiseste, nur scheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteste, ruhigste Beurtheilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie sehen, ich will mir nicht wieder entreißen lassen, was Sie mir einst freiwillig gegeben haben. Ich

will es behalten, und keine kleinlichen Scrupel von Ihrer Seite sollen mir meinen lieben Besitz rauben. Irre ich, so irrt wenigstens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über solche Empfindungspflichten, die wohl sonst im Schwange sind. Wenn man in sich rein ist, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, so habe ich für mich (ich will nie für das Gewissen eines andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentstellt in mir aufsteigt, ohne alle Aengstlichkeit hinzugeben. So ist es in mir. Sie sehen, was ich Ihnen eben sagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geschienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältniß zu berühren, von dem in einem Familienkreise alle andre Empfindungen ausgehen, immer geschwiegen,

Also noch einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein' und wahr hervorstralen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen festzuhalten, die mir ewig theuer seyn werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem andern als ihm selbst

zu sprechen, ja es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfniß der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und Alles mitzutheilen, den andern, wie man es nennt, mit sich leben zu lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzutheilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mittheilung nicht andre Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens, und für mich (Gott weiß, nicht für andre) wenig von Glück und Unglück; beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr Vielem, was mich beschäftigt, gar nichts, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sage, es ihr nicht einfällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten. — Nun leben Sie herzlich wohl. Ich erstaune selbst über die Länge dieses Briefs. Aber Sie lesen ja gern, was ich schreibe. Mit immer unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige H.

16. Berlin, den 14. Februar, 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen er-

hielt. Schon seit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten Sich sehr angestrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das Alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That sehr unruhig seyn, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich Alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, so wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handschrift ist das sehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, schreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

17. Berlin, den 14. März, 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher seyn, als Sie diese zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeschreibung eingerichtet haben. Sie nennen sie: Einleitungshefte. Die Folge wird das erst ganz deutlich machen, da alle Ihre

Gedanken Klarheit haben. Alles liest sich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handschriften immer sehr angenehm ist, daß Sie das Ganze in Lieferungen theilen, und jede in einen angemessnen Abschnitt zusammen fassen, ist äußerst zweckmäßig. Ich finde es daher auch besser, daß Sie künftig Sich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs bestimmt hatte, sondern jeder Lieferung einen angemessnen, sich nach dem Inhalt richtenden Abschnitt geben, daß er weder allzukurz, noch allzulang wird, und absenden, wenn Sie solche Lieferung fertig haben, ohne sich an einen bestimmten Zeitabschnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Interesse genug an der Sache nehmen, und, liebevoll gegen mich gesinnt, selbst gern meine Wünsche erfüllen, und also die Muße, die Sie auf diese Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Noth andern Dingen schenken. Auf der andern Seite aber möchte ich selbst nie, daß Sie den nothwendigen Geschäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anstrengungen forderten, um das Verschobne wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlasse, soll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Last noch Unruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sey, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern, und sehe es aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen

in Ihrem Gedächtniß nicht mehr darbot. Sie haben nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen, und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im Stande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben, als frühere, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochner, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größeste Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es, als etwas ehemals Vorgegangnes, und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Ver-

schiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswerth, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen Sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie Sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andre angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihr denselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die verstecktere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es gewesen ist, etwas Geisterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurückzukommen, so mag es so bleiben, und so

lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ereignisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurückkommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondre Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten, und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besondres Interesse für mich. — Das Misgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl, und hatten überdas sie Sich nach Ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen, ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Antheil daran, sondern begreife auch Ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröstlich, mein Andenken wohlthätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar seyn. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr Gemüth, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie Sich an mir auf. Ich möchte niemand lieber, als Ihnen zur Stütze seyn. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, Sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Theilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre. Ihr H.

18. Berlin, den 30. März, 1823.

Ihr Brief vom 19. dieses, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und sichtbarer Niedergeschlagenheit geschrieben war; es hat mich aber gefreut zu sehen, daß er gegen das Ende hin heitrer wird, weil das ein sichres Zeichen ist, daß das ruhige Schreiben, das stille Gespräch mit dem, von dem Sie wissen, daß er immer gleichen Antheil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorsatz des Verstummens bleiben, sondern fortfahren, wie bisher, zu schreiben. Jener Vorsatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düstern Stimmung eingegeben seyn. Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie sagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeschlagenheit stören wollen. Allein, weiß ich sie darum weniger, wenn ich sie in Ihrem Verstummen erkenne, und muß sie mich dann nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derselben weniger kenne? Sie können versichert seyn, daß ich immer den herzlichsten und mitfühlendsten Antheil an Ihnen und Allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieselbe Weise den Unfall ansehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordne Wohnung aufgeben müssen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem solchen Falle mehr Stärke, mehr innere, äußeren Unfällen entgegen strebende Heiterkeit wünschen, da Ihnen so vieles zum inneren Genuß bleibt. Es soll dies gewiß auch nicht der fernste und leiseste Vorwurf seyn, ich möchte lieber Alles, als Ihnen im mindesten weh

thun. Aber es ist einmal meine Art, zu denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverhohlen zu sagen, was mir nicht zu billigen scheint, und ihnen die Vorstellungen zu machen, durch die sie, meiner Ueberzeugung nach, in sich stärker, fester und dadurch selbständiger und minder abhängig von äußeren Zufälligkeiten werden. Also seyn Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier sage und sagen werde, nicht böse. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht sagen kann, der selbst nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen sicher ist. Es kommt nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise vertheilt, daß der äußerlich noch so vorzüglich Begünstigte darum keinen Augenblick hindurch freier ist von Anlässen und Ursachen inneren Schmerzes. In einem schon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältnissen hingegangnen Leben sind mir mannigfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerste berührenden Punkten verschiednen gestoßen haben. Ich bin also den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weise fremd, und es kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schicksals sind, eine ähnliche bevorstehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu sagen, nicht gerade mit der äußeren Ursache sympathisiren kann. Das Wechseln einer Wohnung, das mir so oft von den angenehmsten zu den unlieblichsten begegnet ist, würde auf mich allerdings

wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beständig in meiner Stube, bin jetzt zum Beispiel, trotz des Sonnenscheins, seit 8 Tagen mit keinem Fuße anders, als zu den durch Gewohnheit bestimmten Tageszeiten, in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfnisse der Art, jede Stube ist mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrstuhl, auf dem ich sitze, und den Tisch, an dem ich schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sopha, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummen Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrift, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eignen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dies Ereigniß nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eignen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenirte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit, und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr geschreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen seyn. Trotz allem dem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andre ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß, und läßt sich nicht wegraisonniren, auf keine Weise. Aber da, liebe Char-

lotte, bleibt, außer der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem inneren Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtseyn eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugthuung an einem sich selbst geschaffnen Daseyn, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude theile, die sich in Ihnen bewegen. Einer gewissen Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens; vielleicht kommen sogar Unfälle, wie Sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freut, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben . . .

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl seyn, daß ich anders bin, als Sie Sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie mit einander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsres Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen, wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern sich nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie

ich schreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Theil an Ihnen nehme, daß ich Ihnen auch gern schreibe, sehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, sagte, daß ich ungern schriebe, daß Sie seltne und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie selbst dieser zeigt, sehr lange Briefe wirklich schreibe. Um zu Ihrer Lebenserzählung zurückzukehren, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortsetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzusetzen, daß meine Bitte immer von der Voraussetzung ausgeht, nicht bloß, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, sondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anschlag bringen, und Sich nur dann damit beschäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewissenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wissen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöhet. Was Sie mir von den Geistererscheinungen sagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zusammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebste Charlotte! Suchen Sie Sich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand so gern und so oft an Sie denkt, als ich. Ihr H.

19. **Berlin, den 12. April, 1823.**

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen ein-

gaben. Ihre Worte: »Nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmuth, der Folge schwerer Verhängnisse ist« — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Brief sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß sich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröfnet habe . . .

20*. Berlin, den 25. April, 1823.

Ich wollte mich eben hinsetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. d. zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte schon, Sie wollten, ehe Sie mir schrieben, erst eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich sehr, Sie nicht in dem Hause zu wissen, vor dessen unlieblichem Bewohner Sie mit Recht einen so großen Abscheu hatten. Obgleich Sie wohl dahin gekommen seyn würden, ihn und seine Hausgenossen sich entfernt zu halten, so wäre das nie, ohne vorher vielen Verdruß zu erleiden, geschehen, und Sie haben bei Ihrem neuen Etablissement wenigstens an Ruhe und Einsamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erschien, um Ihnen den Rath zu geben, jener Wohnung zu entsagen, auch als Sie noch keine andre hatten, hat sich ein wahres Verdienst um das nächste Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr ist ein großer Abschnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indeß hätte ich doch gewünscht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen. Im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen, und die Beschreibung, die

Sie nicht bloß vom untern, sondern auch den obern Zimmern machen, ist von der Art, daß es doch schwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigstens sehr gründliche Verbesserungen bei Oefen, Wänden, Fenster und Thür anzubringen, was das Local nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Kosten abgeht. Ich begreife indeß vollkommen Ihren Widerwillen gegen die Stadt. Wäre ich nicht wegen meiner Kinder hier, die einmal, ihrer Verhältnisse wegen, die Stadt zumal im Winter nicht verlassen können, so würde ich immerfort auf dem Lande bleiben. Selbst wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels schon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umständen einen unendlichen Reiz für mich, bei sternenhellen, wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau, wie bei ziehenden Wolken, oder dem traurigen Grau, in dem sich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterscheiden. Jedem dieser Zustände entspricht eine eigne Stimmung im Menschen, und wenn man das Glück hat, diese Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müssen, nicht düster zu werden mit dem düstern Himmel, sondern in der aus dem reinen Innern entsprungenen Stimmung durch den Anblick des Himmels nur in andre und andre Betrachtungen versenkt zu werden, so hat man wenigstens kein Misfallen am farblosen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild stralenden natürlich den Vorzug giebt. Mir ist überhaupt das Klagen über das Wetter und das Ersehnen bald größerer Wärme, bald erfrischenderer Kühle fremd, und ich kann es an andern nicht sonderlich leiden. Ich sehe die Natur gern, als eine Macht

an, an der man die meiste Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller, als ein Ganzes, betrachtet, in dem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sey, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres sich vor seinen Augen abrollen sieht. Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müßige Frage, welches Alter, ob Jugend, oder Reife, oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte in einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heitern und unbefangnen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deutlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führte, etwa wie das Treten von Leuten, die an einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts andres als ein Hinaussehnen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge des Lebens verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt, mit Heiterkeit auf sie zurückblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne noch religiöse Ideen an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu vertiefen, und benimmt so auf einmal allen kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So

sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so giebt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich vor Augen haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres, und über der Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück, oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die inneren Stimmungen und Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad im innern untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abschrecken, oder ungewöhnlich bekümmern könnte. Man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseyns an. Ich komme zum Theil mit deshalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke, liebe Charlotte, und deren Inhalt damit enge zusammenhängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Thatsachen — denn als solche kann und muß man Selbsterfahrnes ansehen — sagen soll, die Sie erzählen. Auf der einen Seite sollte man glauben, das Vorgegangne hätte enge mit Ihres Vaters Individualität zusammengehangen, da es ihm in ganz verschiednen Lebensaltern, und verschiednen Orten gefolgt war, auf der andern aber haben es doch auch Sie, Ihre Hausgenossen,

andre fremde Personen gehört und erfahren, und es war also gar nicht auf ihn beschränkt. Am schwierigsten ist es, sich gerade neckende und polternde Geister zu erklären. Daß eine geliebte Person im Augenblick ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen. Allein eine menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur wie einen Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit nothwendig seyn, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben seyn, ohne es zu wissen, oder zu ahnden. Daß es aber möglich seyn sollte, daß eine so niedrige, so mit keiner tiefern Empfindung zusammenhängende Lust, als die zu necken, zu beunruhigen durch Pochen, Schlagen, Toben, über das Grab hinüberwährte, oder gar erst jenseits entstände, und daß diese elende Lust Macht und Kraft hätte, oder gewänne, sich zu äußern, an welchem ähnlichen Gefühl in der eignen Brust, oder an welcher andern Erscheinung in der Sinnenwelt soll man das begreiflich, oder erklärlich finden? Daß es aber eigene Plage-, Quäl- und Neckgeister gäbe, wie soll und kann man das annehmen? Alles mein Denken bleibt daher bei Erzählungen solcher Art um so mehr stehen, als man weniger an der buchstäblichen Wahrheit derselben zweifeln kann. Gerade diese haben nicht nur, wie alle Geistergeschichten eine physische, sondern auch eine moralische Unbe-

greiflichkeit. Sie würden mir einen schlimmeren und unglücklicheren Eindruck machen, als alle andern, weil das Zwecklose darin verwirrt, und sie keine hohe und edle Empfindung irgend einer Art ansprechen. Es hat mich überrascht, daß Sie auch die Bemerkung der jetzigen Seltenheit der Nordlichter machen. Mir ist sie schon oft aufgefallen, aber soviel ich auch nachgefragt habe, ist mir keine Erklärung darüber geworden. Oft habe ich geglaubt, die Erscheinung wäre mir nur in der Jugend so aufgefallen, daß ein, oder zwei Nordlichter in der dunkeln Erinnerung für zehn und mehr gälten. Allein dies scheint doch auch falsch. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehmals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfunden, aber ununtersucht geblieben, oder nicht verstandene natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt, und an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geiste, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indeß mag auch außerdem richtig seyn, daß doch auch wahre Erzählungen, wirkliche übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal, wo eine solche Wirkung von mehrern, sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte Einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten nun die Menschen in einer Zeit mehr haben,

wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüth innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf eine Wesenreihe außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall seyn. Wie es sey, so hat er die Sache treflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit mir Freude zu machen an, liebe Charlotte, daß Sie sobald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr neues Umziehen noch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit den Meinigen in der Stadt, und gehe auch fürs erste nur auf mein ganz nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermuthlich nach Ottmachau in Schlesien auf 6 bis 8 Wochen. Ob ich nach Burgörner komme in diesem Jahr, ist zweifelhafter. Es ist aber sehr lieb von Ihnen, daß Sie dies wegen der Nähe, wenn sie auch nur auf die Phantasie wirkt, vorziehen. — Leben Sie herzlich wohl, und verwahren Sie Sich doch ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrsartig ist. Mit unveränderten Gesinnungen Ihr H.

21*. Tegel, den 15. Mai, 1823.

Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landsitz aus, der Ihnen schon bekannt ist. Ich bin mit den meinigen seit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünstigt uns sehr wenig. Es ist ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigstens ein mit

Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht sind, und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windstill und warm ist, so hat es etwas Wehmüthiges, das einer gleichgestimmten Seele sehr wohl thut. Das Grün ist noch sehr zurück, die Eichen im Walde fangen erst an Laub anzusetzen, und nur die frühesten Bäume, wie Kastanien, Flieder und solche prangen schon in vollem Laube. Dagegen sind die Blüthen der Obstbäume reich und schön. Ich denke mir täglich, daß Sie das Alles nun auch in Ihrem Garten genießen, und bin nur bange, daß der Wind und das schlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie schrieben, gar nicht dicht genug verwahrt ist, Ihnen darin lästig seyn werden. Die Anwesenheit meines Bruders in Berlin, und eine Reihe andrer kleiner Umstände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war, und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; so ist mir das Land, wie neu, und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzteren an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keines von beidem der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide soviel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele

Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigner, freilich durch andre Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große, und vielfache, von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Cirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isoliren, und blieb oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt dies sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer, als eine wahre Wohlthat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag ebenso, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer seyn möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die meisten legen es mir noch als eine Anspruchlosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht bloß im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan, wieder in dieselbe zu treten, und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch versteckt irgend eine Sehnsucht danach hegte. Ich mache mir nicht das mindeste Verdienst daraus, weil ich weiß, daß ich dabei keines habe. Was geschehen ist, entsprach meiner Neigung, und da diese Neigung sich auf Grundlagen meines innersten Charakters stützt, so ist es kein Wunder, daß sie dauernd ist. Sie wird nie geschwächt werden. Es ist mir überhaupt immer eine widrige Idee gewesen, so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen Theil zu nehmen, die mit dem Momente des Todes

alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts jenseits mit hinüber nimmt. Und doch ist in Geschäften alles von dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung mit Ideen, und Kenntnissen. Auch wenn die letztern ganz ins Einzelne eingehen, hängen sie immer zuletzt mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben. Was man in dieser Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft, und trägt es mit sich, solange noch überhaupt Daseyn währt, und es hat mir immer unmöglich geschienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwischenräume mangelnden Bewußtseyns eintreten, wenn die verschiedenen Zustände des Seyns nicht verknüpft seyn sollten durch zusammenhängende Erinnerung, so wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Wesen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders ist es, wenn man die an äußern Verhältnissen, wirklichen Geschäften theilnehmende Arbeit nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, sondern aus andern Rücksichten, und als einen Erwerb treibt. Auf diese Weise würde ich sie ohne Mühe solange fortsetzen können, und fortgesetzt haben, als nur die Kräfte es eben zulassen. Darin sind Frauen besonders gut daran, daß die Arbeiten, die sie auf diese Weise machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtentheils mechanischer Art sind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anspruch nehmen, und also den bessern und zarteren und höhern Theil des Menschen viel mehr sich selbst überlassen, als es bei Männern der Fall ist. Daher werden Männer so leicht

einseitig, trocken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn sie auch durch Umstände und Widerwärtigkeiten bestimmt werden, einen Erwerb darin zu suchen, wenn in ihrem frühern Leben sie noch so fern von einer solchen Nothwendigkeit waren. Was mir aber weniger angenehm in meiner Lage ist, das ist, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demselben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechslen. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber an einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so an demselben die Reihe der Jahrszeiten vorüber gehen zu sehen. Die bloßen aber regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe. Sie werden sagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hierin mein Leben nach meinen Wünschen einrichten könnte. Aber es giebt doch immer, liebe Charlotte, auch für den freiesten, Umstände, die ihn mit einer gewissen Nöthigung bestimmen, und so geht es auch mir. Gleich in diesem Jahre werde ich nur bis zum 1. Junius hier bleiben, und dann nach Schlesien gehen, wo meine Abwesenheit wohl zwei Monate dauern kann. Dann kehre ich vermuthlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in diesem Jahre gar nicht oder nur kurz nach Burgörner kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweise gern dort wissen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl, und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von Sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige H.

NS. Es wäre mir sehr lieb, noch einen Brief von Ihnen vor meiner Abreise von hier zu empfangen, liebe Charlotte. Kann Ihr Brief nicht bis zum 1. Junius hier seyn, so haben Sie die Güte ihn folgendermaßen zu addressiren: in Ottmachau bei Neisse in Schlesien. an Herrn Amtsrath Menzel abzugeben. — Hätten Sie mir ein Heft Ihrer Lebensbeschreibung zu schicken, so bitte ich Sie, es mir vor dem 1. Junius hierher zukommen zu lassen. Wäre es dazu zu spät, so behalten Sie es lieber bei sich, bis ich Ihnen meine Rückkunft melde. Aber Briefe lassen Sie mich ja, so wie gewöhnlich, von Ihnen in Schlesien empfangen.

22. Tegel, den 26. Mai, 1823.

Unsre Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher, als gewöhnlich, abgehen lassen. Sie werden aus meinem letzten gesehen haben, daß ich meiner Abreise nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute sagen. Ich habe mit großem und herzlichem Bedauern aus Ihrem Brief gesehen, daß Sie leidend sind, und über Uebel klagen, die Sie mehr, als sonst gewöhnlich, belästigen. Viel ist wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu schieben, die Ihnen das Aufsuchen Ihrer neuen verursacht hat. Ich schmeichle mir daher mit der Hofnung, daß es vorübergehen wird, wenn Sie Sich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen, und die vorrückende Jahrszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieser Hinsicht sehr gefreut, in Ihrem Briefe zu finden, daß schon

damals Sie Sich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgesöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer schwächlichen Gesundheit, wie die Ihrige leider immer ist, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptsache. Das scheint aber die Ihrige nach Ihrer Beschreibung gar nicht zu seyn. Sprechen Sie darüber, ehe die Noth des Winters herankommt, mit einem Sachverständigen, lassen Sie ihn darüber urtheilen, und folgen einem solchen Rath. Es wäre allerdings schlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlassen müßten, aber doch besser, als die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Folgen Sie meinem Rath, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: schonen Sie Sich, gönnen Sie Sich vorerst Ruhe nach so vielen Anstrengungen und Abmühen . . .

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreut, und spricht ganz Ihr tiefstes Gemüthsbedürfen aus. Auch mir ist es eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unsres Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt, und man nun dem heitern Sommer entgegen geht. — Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nemlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel

Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, so wie jeder Kummer, von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden, wo ich kann, dazu beitragen. Aber in einem Manne muß das anders seyn. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung, als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders seyn, als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein andres Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre es sicher ein Mangel, oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich da zu stehen . . .

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt seyn, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigner, wohlerprüfter Erfahrung kenne . . .

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Theilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

22a.

Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der inneren Empfindung verläßt. So wie die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eignen Busen erhaltne Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigne Brust bewahrt . . .

Trost wüßte ich bei einem andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indeß bei Frauen billig anders seyn. Wenn es bei einem Manne anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug seyn . . .

Mitleid ist gar eine widrige Empfindung, und Theilnahme zwar eine sehr schöne, aber nur in einer gewissen Art . . .

Es ist mir unendlich viel werth, zu wissen, daß Sie an Allem, was mir begegnet, einen so innigen Antheil nehmen, allein diese Theilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt ist mir das Bedürfen ungemein, nemlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich gestrebt, nichts außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen,

aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfniß angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhülfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives seyn. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten; sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossnen und beglückenden Seyn erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den andern dabei. Je stärker und sichrer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sichrer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem andern für beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach, und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werths halte. Ein Mann, der sich durch Schwäche verführen,

hinreißen läßt, kann gut, in andern Punkten recht liebenswürdig seyn, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

23. Ottmachau, den 12. Julius, 1823.

. . . Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen schon einmal sprach — besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmuthigsten Aecker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist, und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtentheils dieselbe Aussicht . . .

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks, als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr, und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber, als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal

Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein andrer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in Allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privatangelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die übeln Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, andres, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen, und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle, im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden, wie ein andrer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossne zurückblicken, und meine innere Ruhe würden solche Zustände nicht zerstören, oder nur bedeutend angreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, giebt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andre Bedeutung, als für andre Menschen, haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Brief, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden, und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher

eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eignen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwirkung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren, und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnißlosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren, und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in andern tadle. Jeder hat und muß seine eigne Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe, und gewiß in keine andre hinüber zu ziehen bin, so misbillige ich die fremde nicht, und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet, und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier, und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige H.

24. Tegel, den 11. August, 1823.

Ich bin vorgestern nach Berlin und gestern hierher zurückgekommen, und habe mich ungemein gefreut, ein Paket und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerst ersehen, daß

Sie wieder wohl sind, und Sich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und Sich wohler darin fühlen, indem Sie Sich mit der Verschönerung Ihres Gartens beschäftigen. Nächstdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeschreibung, das Sie mir geschickt haben. Ich habe es, wie Sie selbst ermessen werden, in diesen ersten Tagen noch nicht lesen können, indeß habe ich schon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden; ich bin also im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen seyn werde. Die Abtheilung nach Jahren ist gerade das, was ich wollte; die Ausführlichkeit schreckt mich so wenig ab, daß ich sie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte also ja fortzufahren, und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Muth das so schön Angefangne fortzusetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da sie nur aus der vollständigen Schilderung der ganzen Individualität entsteht, und diese den vorzüglichsten Reiz und die größeste Wichtigkeit bei solchen Schilderungen mit sich führt, so wäre es unrecht, sie scheuen zu wollen. Doch sollen Sie Sich nicht über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung seyn, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorgezeichnet haben. Sie wollen erst Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern, und dann auf sich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode

Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das, was sie betraf, von Ihrer eignen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermischen: Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Wahrheit von Allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt. Und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag, was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangnen sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr; allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind nothwendig sehr von einander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmuth. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben, und erhält dadurch einen ungleich milderen Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannigfachen Falten des eignen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit und Bestimmtheit, und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher ge-

bracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, Sich an meine Nachsicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Misverständniß, jedem Irrthum, jeder falschen Beurtheilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen, als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte, und bringt denselben Eindruck hervor, sie möge Weltbegebenheiten, oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurtheilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen zieht — ohne daß man nur daran denkt zu urtheilen, oder zu richten — das Gemüth des Beschauers an, wenn der Gegenstand ihm werth ist und seinen Antheil erweckt, ja. wenn das abgesondert werden könnte, so erblickt man in der einzelnen Gestalt die allgemeine, in dem einzelnen

Menschen die Menschheit selbst. Dagegen bin ich überzeugt, und habe es schon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir sehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnden werden, Veranlassung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Gespräche; und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und sich immer gleicher Antheil an Ihnen entsprang, zu bestätigen, mit neuen Beispielen zu belegen, und selbst zu erweitern. Fahren Sie also ja, theure Charlotte, nur muthig und ohne einige Besorgniß, je misverstanden zu werden, fort . . .

25. Tegel, den 10. September, 1823.

. . . Ich habe nun das empfangne Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen, und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen, und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem

Kinde nicht bloß ebenso anziehend, als bei Erwachsnen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eignen späteren Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisirt hat, und was sich überall in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der früheren Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu seyn, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigne, innere Welt zu bilden. Es ist eben so unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andre Weise vorhanden, und aus andren Quellen entsprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urtheilen, ist nicht leicht. Wie beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, thätig, muthig, besonnen, verständig, und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr, als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurtheilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie

Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältniß nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsnen Töchtern vollkommen öfnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nemlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern, sich mit sich selbst zu beschäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und selbst vom Bewußtseyn unabhängig und getrennt ist, vermischt. Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus, haben in sich etwas Geheimnißvolles, von dem sich weder Ursachen noch Folgen berechnen lassen, und das immer, wie eine unbekannte Größe dasteht, und etwas, das das Urtheil über den ganzen Menschen, in dem es sich findet, ungewiß macht.

Ich gestehe, daß ich keine Vorliebe für diese innere Gemüthsstimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken, und des Bewußtseyns, daß nichts in mir ohne meinen bestimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich besitze, theils von Natur, theils durch die sehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich selbst, und mir würde daher schon in der Idee ein Zustand peinlich seyn, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz scheint beherrscht zu werden. Ich bin daher noch viel behutsamer, über Ihren

Vater mir das mindeste Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem seyn würde, der Ihnen so nahe steht. In Rücksicht auf Sie wäre wohl zu sagen, daß beide Eltern sich genauer und öfter mit Ihnen hätten beschäftigen sollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verschiedenheit Ihrer beiderseitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging sie einseitig in ihrer Ansicht fort, und hätte Sie nur ebenso haben wollen, wie sie selbst war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen ihre Zumuthungen in Schutz nahm, geschah es nun, daß sie Sie doch mehr sich selbst überließ, als einem Kinde gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig seyn können, wenn Ihre Mutter etwas von ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indeß ist das doch nur ein blindes Vermuthen, und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andren Wegen sehr gut, und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei andrer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eignen Charakter mitzutheilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen seyn, manches sich erspart, andres stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit, oder positiven Genuß) mit einem reicheren und schöneren inneren Seyn in Collision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so läugne ich nicht, daß ich es immer für

besser halte, an äußerem zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in Lüdenhausen sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu seyn viel näher, als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Heft Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter, und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise, und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau, und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch, und hatte eine natürliche Anmuth, die man wirklich selten trift. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt. Man kann sein Benehmen in der westphälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Cöln im Wirthshaus; es entstand in

der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause, und die Sache war wirklich nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paket unter dem Arme trug. Wir hatten beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirthshaus waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiel, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Costume denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein. Ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit haben. Nun werde ich indeß schwerlich mehr reisen, und mich anders, als in dem Kreise bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde sie also auch wohl nie sehen. Auch sehe ich eben, daß Sie meinen Rath über etwas wünschen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen rathen kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es ist aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rath zu fragen, noch zu ertheilen. Gewöhnlich wissen die Fragenden schon, was sie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann sich von einem andern über mancherlei, auch über Convenienz Pflicht aufklären lassen, aber entschließen muß man doch sich selbst. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige H.

26. Tegel, den 28. September, 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangnen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht sehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünsche ich doch nicht zu versäumen, Ihnen meinen Rath über den Schritt zu ertheilen, den Sie bei dem Herzog von Braunschweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in seinem Lande, der den mindesten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch schlechterdings nicht beurtheilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und localen Verhältnissen nach, haben kann. Aber im Allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie schreiben, und zwar auf dem geradesten, unmittelbarsten Wege. Ich sehe nemlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringste Ihnen nachtheilige Folge haben könnte. Daß nicht das Geringste darin liegt, was unrecht oder unbescheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu sagen. Dagegen ist es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht, und sie erfüllt. Ich rathe Ihnen also, und zwar so bald als möglich, das heißt, sobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunschweig ist, zu schreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rath, und kehren Sie Sich nicht daran, wenn diese Ihnen auch den Brief, den Sie schon geschrieben haben, abrathen sollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperson, auf der Post. Sie besitzen ja Briefe des verstorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen sehr gütigen Antheil beweist, und Ihnen Hofnung auf eine Pension macht, nach beendetem Feldzuge. Diese Briefe schicken Sie im Original dem Sohn, und auf diese Aeußerung

seines Vaters stützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu diesem Antheil an Ihnen theils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen sey. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berücksichtigung verdient, daß auch eine kleine gewisse Einnahme Ihnen hülfreich seyn würde, und beziehen Sie Sich, wenn er ein Zeugniß über Sie zu haben wünscht, auf Ihre Freundin in Braunschweig. Vergessen Sie nicht hinzuzusetzen, daß er, was auch seine Entschließung über Ihre Bitte seyn möge, doch die Briefe des Vaters zurückschicken möge, weil Ihnen diese ein theures Andenken seyen. Ich möchte Ihnen auf keine Weise Hofnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann sehr leicht das Gegentheil der Fall seyn. Allein die abschlägliche Antwort verschmerzen zu müssen, ist auch Alles, was Sie besorgen dürfen. Auf der andren Seite denke ich mir aber auch sehr möglich, daß der Anblick der Handschrift seines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günstig für Sie gestimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem andern vorgetragen, so bleibt sie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die Braunschweigischen Gesetze Pensionairs nöthigen, ihre Pension im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt sich aber wohl vermuthen. Dieses Umstandes erwähnen Sie nicht. Giebt er Ihnen eine Pension, und wird diese Bedingung gemacht, so ist es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispensiren, nachzubringen. — Mit der alten, unveränderlichen Gesinnung der Ihrige H.

27*. Berlin, den 18. October, 1823.

Den für den Augenblick nöthigsten Theil Ihres letzten Briefes, liebe Charlotte, habe ich schon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächsten zu sehen, ob Sie meinen Rath befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indeß kann der Schritt nicht schaden, und man weiß doch nicht, was geschieht. Ich halte immer sehr viel davon im Leben, die Anlässe, die sich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu versäumen, sie vielmehr zu benutzen, und was sich daraus irgend entspinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich ist dies aber der Fall bei Dingen, die schon zu einer gewissen Reife gediehen sind, und das war doch Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal so günstige Aeußerungen gemacht, daß es Schade wäre, auf diesem Wege nicht weiter fortzugehen. Es ist immer auch zugleich eine Prüfung der Menschen, und neben dem, was man etwa handelnd und redend ausrichten kann, ist doch im Leben das Anschauen, Versuchen und Sammlen von Erfahrungen das Nützlichste und wenigstens bei weitem das Unterhaltendste. Es kann zwar seyn, daß das nicht so in jeder Natur ist, aber der meinigen ist es vielleicht, sogar, mehr, als billig ist, eigen, das Leben wie ein Schauspiel anzusehen, und selbst, wenn ich in Lagen war, wo ich ernsthaft selbst mithandeln mußte, hat mich diese Freude am bloßen Zusehen der Entwickelungen der Menschen und Ereignisse nie verlassen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem inneren Glück, und eine nicht geringe Hülfe bei jeder Arbeit selbst gefunden.

Das erste ist leicht begreiflich, und entsteht auf doppelte Weise. Zuerst hat man die positive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der sich in uns unbekannten Ursachen fortflechtenden Dinge und Ereignisse, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, insofern dieser nemlich bloß uns selbst betrift. Denn der Antheil an andern kann dadurch auf keine Weise geschwächt werden. Im Handeln selbst aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Besonnenheit. Besonders bei großen Angelegenheiten giebt diese Ansicht gerade die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie auch gegen unsre Neigung ausschlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feststehenden Planen des Schicksals liegt, und auch nur das Mindeste dieses Planes zu ahnden, ist schon an sich ein über jedes andre gehendes geistiges Vergnügen. Bei eignen Lebensbegebenheiten ist es, wenigstens bei mir anders. Es würde mir, wenigstens bei mir, immer nur Eitelkeit und Selbstsucht scheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was sich mit mir und meiner Persönlichkeit ereignet, gewissermassen tiefen Plänen im Weltenlaufe zuschieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es interessirt mich geistig dabei nur, wie ich mich selbst betrage, wie ich die Ereignisse aufnehme, ob mit Festigkeit im Widrigen, mit Bescheidenheit im Günstigen, ob ich thue, was ein Mann seiner Pflicht, und seinen Gefühlen schuldig ist. Das Uebrige mag auf- und abströmen, ich suche mich darin zu finden, so gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherm Gesichtspunkt aus betrachtet, unbedeutenden Ereignissen meiner selbst und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beschau-

ung der ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u.s.f. was oft für sehr Vieles, auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht seyn darf, wie vergnügungssüchtige Leute in die Komedie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaften Interesse, was man an der Menschheit, nicht bloß an ihrem Glücke, denn das Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem innern Werth, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem immer unermüdlichen Streben, eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und soviel es möglich ist, die Räder zu erahnden, welche die Schicksale der Menschen oft unauflöslich scheinend in einander treiben, und sie dann doch wieder so schonend aus einander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie Alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunkts ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts, als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich habe mit vielem Interesse gelesen, liebe Charlotte, was Sie noch über den Charakter Ihrer beiden Eltern in Ihrem Briefe sagen, und bin auf etwas gestoßen, was Sie auch schon mehrmals gegen mich erwähnt haben, und worüber ich doch noch mit Ihnen sprechen möchte. Sie reden nemlich davon, daß Ihre verewigte Mutter, fern von Détailgeist, immer nur selbst gethan habe, was nun einmal nicht andern zu überlassen war, übrigens aber immer für jedes Geschäft leicht und bestimmt das rechte Subject gefunden, dem sie es anvertrauen konnte. Dabei ist mir aufs Neue klar ge-

worden, denn ich hatte schon öfter daran gedacht, daß Sie doch auch suchen sollten, Ihre Arbeit wenigstens zum Theil anordnend zu machen, und nicht Alles und allein auf sich ruhen zu lassen. Es ist erstlich auf diese Weise für Sie beschwerlicher, und zweitens müssen Sie bedenken, daß Sie Sich offenbar beunruhigen würden, wenn einmal eine Unpäßlichkeit Sie mehrere Wochen hinter einander am Arbeiten hinderte. Hätten Sie eine, oder zwei Personen gewöhnt, unter Ihren Augen zu arbeiten, so könnten Sie diese anordnende und beaufsichtende Thätigkeit auch bei weniger günstiger Gesundheit fortsetzen. Sie haben mir schon selbst mehrere male darüber geschrieben. Allein Sie haben immer Ihre Liebe zur Ruhe und zum Alleinseyn entgegengestellt, und dies ist allerdings eine sehr wichtige Betrachtung. Ich glaube nur, daß sich auch da Erleichterungs- und Hülfsmittel finden ließen. Die erste Zeit würde es vielleicht nicht anders seyn können, als daß Sie die Personen immer um und neben Sich haben müßten. Allein wenn sie die gehörige Geschicklichkeit erlangt, und sich mit Ihren Forderungen an ihre Arbeit bekannt gemacht hätten, dächte ich, müßten Sie können sie im Hause bei sich arbeiten lassen, und sie auf diese Weise von Sich entfernen. Ich bescheide mich indeß gern, die Art der Arbeit zu wenig beurtheilen zu können, um zu entscheiden, ob dies möglich ist. Gesetzt auch indeß, daß es nicht ginge, so könnten Sie, indem Sie es über sich gewännen, Sich dem Zusammenseyn gerade in den Monaten zu unterwerfen, wo die Arbeit am stärksten geht, dadurch den Vortheil erlangen, im Sommer, den man am liebsten dem ruhigen Genuß widmet, ein Paar Monate ganz

frei zu leben, und die andern nur allein zu arbeiten. Ueberlegen Sie es doch recht reiflich. Es ist gewiß keine unwichtige Sache. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sobald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nemlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit, nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen noch vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigsten Antheil der Ihrige Humboldt.

28. Berlin, den 3. November, 1823.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber sehr spät zugekommen ist. Zum Lesen des Hefts habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es später. Heute nur über Ihr Gesuch an den Herzog und meine Reise.

Ich schicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings ist er ein wenig zu lang, ich habe auch versucht ihn zu ändern, allein ich bin davon abgestanden. Wenn in solchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, so ist es nicht eine kurze und schlichte Geschäftsform, sondern nur dasjenige, was die schreibende Person in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Correcturen eines Dritten immer weggewischt, oder wenigstens geschwächt. Man verdirbt also, statt zu bessern. Ueberdies schadet

die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handschrift seines Vaters bemerken, und so muß ihn Theilnahme und selbst Neugierde zum Lesen bis zum Ende bringen. Ich reise in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte mir nach Burgörner zu schreiben. Auf das Couvert bemerken Sie: in Abwesenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl, und verzeihen die Eile, in der ich eben bin. H.

29. Burgörner, den 29. November, 1823.

Ich habe erst hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu lesen, und empfange nun auch den späteren vom 25. d. M. nebst dem neuesten Heft. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn sich nicht meine Abreise gegen meinen Willen verschoben hätte, so wäre der frühere, was mir sehr leid gewesen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachschicken lasse. Zu dem nun abgegangnen Briefe an den Herzog wünsche ich den besten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich seyn wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier sehr wohl. Es ist nicht bloß für diese Jahrszeit, und den sonst oft so schlimmen Monat, sondern wirklich an sich immer leidliches, und oft sehr gutes Wetter. Heute war es wirklich schön, und die Sonne kam sehr freundlich hervor. Zwar erhob sie sich nur wenig über eine dichte und finstre Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Theil des Himmels war vollkommen blau. Da ich theils viele Geschäfte hier habe, theils die Zeit zu eignen Arbeiten benutzen will, so ist es mir sehr lieb,

ganz allein hier zu seyn; ich bin so gar keiner Störung ausgesetzt, und liebe an sich die Einsamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu seyn, ist mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem schon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, in sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf; es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens, und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht, und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch einiges,

was Sie darin erzählen, in eine andre Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben; ich würde sehr verlegen seyn, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wieder ganz diesen Vorzug hat. Alles darin ist treflich gedacht und empfunden; das ist das erste, und wie Sie selbst richtig bemerken, das unerlaßlichste Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte ist bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein interessirt. Sie bemerken sehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie selbst, und zufällig durch Umgang mit Erwachsnen, an Unterricht zukam, gerade darum so stark und so dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf besseren und reichhaltigeren Unterricht begieriges Gemüth fiel. So möchte ich auch im Uebrigen weiter schließen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade diese Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie so, wie Sie geworden sind, zu bilden, als wenn alles fein systematisch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß sich die Erziehung ja nicht bloß und immer als eine directe Leitung zu verständiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntnissen denken. Sie wirkt oft weit mehr, als ein Zusammenfluß von Umständen, deren beabsichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die directe Einwirkung

nie vermocht hätte. Denn das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung, oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch bestätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verstand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit schon beiwohnte. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein seine Art zu seyn, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerem und festerem Entschluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verrathend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod die nemliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dies Heft sagen wollte. Auf ein und andres komme ich ein andres Mal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzuweben. Ich wünsche nicht bloß, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Seyn mit dem früheren, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurtheilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weggehe, aber doch nur kurz

vor Weihnachten und Neujahr in Berlin seyn werde, so thut es mir leid, Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrift. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen, oder übertrieben gewesen seyn. Mit dem herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige

H.

30. Berlin, den 12. Januar, 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M. hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und seyn Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwidre. Niemand kann innigeren Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen; so kann auch niemanden die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen, als mir, davon seyn Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unsrem Glück und Unglück hätte, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heiteren Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel da-

zu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren, oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andre thut, sucht man sich damit gleichsam recht frei von der Abhängigkeit der höheren Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet, und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie Sich nicht so um nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahndungen überließen. Ihre Worte: »Nehmen Sie mir den ängstlichen Kleinmuth nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir die Worte nicht so genau — das Unglück macht abergläubig, man fürchtet überall, man sieht nur traurige Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aberglauben« — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Theilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurtheilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage,

ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht herausnehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie Sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, Sich in Ihren Beschäftigungen stören, und Sich Ahndungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder in Träumen über wirklich sich ereignende schon im Voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schreiben, da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äußern, Sie nicht so bald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgesetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten. Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, soweit ich es kenne, in drei Theile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheirathung, zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit, endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden fortzusetzen. Sie enthält, soviel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht nur die Geschichte Ihrer Erzieh-

ung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden, und mir zu schicken. Wie viel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; das muß sich nach den Umständen und Ihren weiteren Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben, und mir zu schicken die Güte haben, ist eine andre Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall, und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames, und Monate, ja selbst Jahre währendes Aufreißen schmerzlicher Wunden seyn würde, und von dieser Seite angesehen, kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht, als Sie, über das Zurückrufen vor Zeiten empfundner Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden seyn, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mistraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie Sich also selbst, theure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir

eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob Sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres inneren Lebens zu schildern, müßten oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung schreiben Sie also ja. Nun leben Sie herzlich wohl, und verscheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schicksals, und glauben Sie nicht, daß es solche giebt, die absichtlich das Herz mit Ahndungen plagen, sich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige H.

30a.

Ergebung in das, was geschehen kann, Hofnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrift, sind Alles, was man dem Schicksale entgegenstellen kann . . .

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel, und fragen mich, ob ich sie gelesen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durch-

gelesen, das letztemal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Capitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen. Es ist allerdings eines der schönsten im neuen Testament, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eignen Gefühl und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd seyn. Im Griechischen Urtext ist das weniger möglich. Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr rein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen giebt es ein eignes für die ruhige, sanfte, leidenschaftlose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie seyn möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den christlichen Griechischen Schriftstellern, als den früheren eigen ist, steht gerade in diesem Capitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutherische Uebersetzung tadeln, vielmehr läugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber, als jedes andre, gerade weil es so vielumfassend ist, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Capitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge. Erstens, daß nicht bloß auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehreren andern, auch großen und schätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen

entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet seyn muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen seyn muß, daß sie in keinem Zustande des Daseyns demselben entrissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der inneren Seelenstimmung, die sich über Alles ergießt, was der Liebe würdig ist, und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da Alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar deshalb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen seyn kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie seyn möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Capitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an, und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine

Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höheren verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Misverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte, und darin nur eine Schilderung des an sich weit höheren Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf Allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in Alles, was ihn umgiebt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hofnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr, als auf strenge Uebung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedne entgegengesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andre Ansicht statthaft wäre.

30b.

Sie fragen mich über den Unterschied von prophezeihen und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Capitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im neuen Testament, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzig Nothwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buchs dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu seyn. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so. Der Apostel setzt einander entgegen: das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeihen, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das Griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach, das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es andre hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise

mit sich selbst, und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußeren Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet seyn, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständniß zubereitet seyn. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältniß dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das Erste, und muß in dem Menschen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, andre zu erbauen. Dadurch erbauet er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht andre erbauen, wenn man nicht selbst erbauet ist. Allein diese innere Begeisterung ist für andre unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in andre über. Allein das Höchste ist selbst begeistert seyn (mit Zungen reden), und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist, und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck: mit Zungen reden, oder mit der Zunge, scheint sonderbar, aber er ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende Wörter. Dies kann vielleicht

hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eignen Gedanken wundert, und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andre versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht bloß mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher gewonnen werden. Wenn man wohl verstandne, selbstgefundne Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das todte Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden, nennen. Allein es ist bildlicher, hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höheren Geist, dem heiligen selbst, eingegeben hält; so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen,

oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier, durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung, ohne daß der Verstand, der bloß nach menschlicher Weise raisonnirende und urtheilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu gerathen, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahndet, als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man andre unterrichtet, soll man es nur auf die letzte Weise thun. Ich weiß nicht ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

31. Berlin, den 12. März, 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten, und danke Ihnen auf das herzlichste dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu sehen, daß Sie Sich wieder vergebliche Besorgniß und Unruhe gemacht hatten. Sie müssen das möglichst vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrschaft über sich gewinnen. Ich sage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Besten und zu Beförderung Ihrer inneren Ruhe. Es ist so vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder später geschrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß, wenn eine solche Erwartung gerade einmal nicht zutrift, Sie darum Sich nicht beunruhigen müssen. Ich erkenne gewiß den ganzen Werth der

Gesinnungen, die Sie gerade für mich besorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl, und Sie brauchen auf keine Weise für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernsthaften und mir wichtigen Dingen beschäftigt, ich verlasse kaum mein Zimmer, als in den späten Abendstunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei solcher Stimmung würde sich selbst eine schwächliche Gesundheit erhalten. Die meinige aber ist bisher sehr gut gewesen. Ich weiß freilich, daß sich das sehr leicht, und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indeß für jetzt ist kein Anschein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird selbst Kränklichkeit keinen Einfluß haben. Ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu seyn, und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen. Meinen Beschäftigungen werde ich schon eine Wendung geben können, daß ich sie nicht aufzugeben brauche, wenn sie auch gestört werden, und so dürften Sie Sich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich sehr, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß auch Sie im Ganzen leidlich wohl sind, und der sonderbare Winter Ihnen nicht geschadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abwesenheit von strenger Kälte so, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein so gelinder und wechselnder Winter allerdings mit sich führt, leicht übersehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr, als bloß physisch Erstarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menschen ihr nie ausgesetzt seyn sollten, sie giebt der Natur

selbst ein so einförmiges Ansehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbeischaffen kann, ist schon darum viel glücklicher in südlichen Ländern, weil es wenigstens von dieser Plage befreit ist. — Sie haben mir, liebe Charlotte, sehr lange nichts von Ihrer Lebensschilderung geschickt. Vermuthlich ist der Winter mit seinen Geschäften und kürzeren Tagen daran schuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, so ist es, wie ich Ihnen oft und immer sagte, mein Wunsch, daß Sie fortfahren, wenigstens bis zu Ihrer Verheirathung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beschäftigung seyn. Wenn Sie so viel haben, daß es ein mäßiges Paket ist, so haben Sie die Güte, es mir auf die gewöhnliche Weise zu schicken. Alles das aber nur, insofern es Ihnen Freude macht, denn das ist die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geschickt haben, giebt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre Schade, wenn das nicht, wenigstens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabschnitt, vollendet wäre. Es sind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin übrig bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel, und so wenig günstig das Wetter war, so hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs spürt sich immer, und bringt auch in den Menschen eine Art von Erneuerung. Man ist lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabschnitt entgegen zu gehen, und vergißt gewissermaßen, daß die schöne Gestalt, die die

Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern, und dann dasselbe wiederkehren wird, dem man sich jetzt entgangen zu seyn freut. Wenn das aber auch eine Art von Selbsttäuschung ist, so bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen, oder wenigstens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß theilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahrszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige H.

32. Berlin, im April 1824.

. . . Allerdings gehört das vollkommne Gelingen unsrer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtentheils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höheren Segen abhängt, der einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit ihrer Gesinnungen beruht. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit ihren Segen nur in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt, auf unsichtbare und geheimnißvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und

wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, so wie man sich von den äußeren Umständen unabhängig macht, so wie man lernt, Freude aus allem Erfreulichen in Menschen und Dingen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen . . .

Gewiß hat man seinen Lohn dahin, indem alles Verdienst aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut . . .

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verstanden haben, so haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen sehr dafür, und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie, nach so vielen bestandnen Stürmen, endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter, im Genusse der einfachen Freuden, die Sie Sich selbst geschaffen haben, und in dem Andenken an Alles, was Ihnen theuer ist, leben mögen. Ich weiß mit Zuversicht, und freue mich dessen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu sagen, wenn Sie einen Wunsch haben, für den Ihre eignen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falsche Delicatesse bei Seite. Seyn Sie

vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochner Anstrengung sich abmühen, noch bei immer leidender Gesundheit. Ob ich das gleich sehr zu ehren weiß, wünsche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wissen, die Ihrer ursprünglichen Bestimmung angemessner wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße schon anzuwenden verstehen. Erlauben Sie mir den Rath, Sich einmal einige Erholung zu gönnen in der schönen Jahrszeit; sollte Ihnen nicht eine Badecur zuträglich seyn? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand, als Sie und ich, weiß von dem, was Sie mir, und ich Ihnen sage . . .

33. Tegel, im Mai 1824.

. . . Sie haben mir durch das mir übersandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größesten Antheil gelesen. Zuerst und hauptsächlich aus Antheil an Ihnen. In dieser Hinsicht ist es ein sehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit schildert, die Sie glücklich und froh verlebten, und unter interessanten Menschen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit, und in jene Zeit zurück versetzt. Wenn auch die verschiedne Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutschlands, Sitten und Lebensweise sehr verschieden gestaltet, so spricht sich doch auch wieder der Eine Geist der Zeit gleichmäßig in Allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich sehr angezogen. Unter diesen am meisten die von Baum, dem Lustschlosse des merkwürdigen und berühmten Grafen

von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede ist, kommt nun noch hinzu, daß sie gewöhnlich die Gegend, die sie bewohnen, auch mehr oder weniger umschaffen, und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlassen, die einen ähnlichen Eindruck gewähren. Dies vermehrt die Anschaulichkeit, und man kann sich ein lebendiges Bild von ihrem eignen Leben und Wirken machen. Selbst der bloße Gedanke, daß sie da gewesen, da gegangen sind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als bloß sie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von seinem Besitzer, nach Ihrer Ihnen sehr gut gelungnen Schilderung, ein so eigenthümliches und in sich anziehendes, schönes Gepräge bekommen, daß das Interesse daran dadurch um vieles erhöht wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunst und fürstlicher Pracht hat immer etwas eigenthümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich, und nur kurz in Westphalen gesehen habe, müssen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Frische des Baumwuchses seyn. Noch viel interessanter aber ist mir die Schilderung des Lebens des Grafen gewesen, und was man daraus auf seinen Charakter durchblicken sieht. Bei einem Manne, dessen Muth und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr sonderbaren, als gerade durch sich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweise bekannt sind, macht die Zart-

heit der Empfindung für seine kranke und schwächliche Frau, und der Hang zu philosophischem und religiösem Nachdenken einen doppelt schönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er sie niemals andern Händen anvertraut, sondern sie immer selbst getragen und gefahren hat, und immer um sie war. Ueberhaupt deutet schon die eng eingeschlossne Einsamkeit mit dem geliebten Gegenstande, die er nach ihrem Tode noch strenger fortsetzte, eine große und starke Seele an, reich genug, in sich selbst das Genügen zu finden, was das Leben oft meist vergeblich suchen läßt. Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sey, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der Gott weiß wie entstanden ist, und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben seyn mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes ist. In einem Saal des ehemaligen Hauses hier hingen viele Bilder fürstlicher und andrer merkwürdigen Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermuthlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Fran-

zosen hier im Lande waren, und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartirung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden, oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letzteren. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben . . .

Was Sie als Kind von Sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau ebenso, und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist, da ich erst im dritten sprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnsucht nach einer Freundin, und zum Theil entstanden durch das Lesen der Clarisse. Bei mir hatte es keine äußere Ursache oder Veranlassung, wenigstens ist mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenstände, ich meine nicht eingebildete Personen, sondern die Sachen überhaupt, die sie betraf, waren allerdings verschieden, aber Eine blieb von dieser Zeit der ersten Kindheit bis jetzt, und wird vermuthlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine schlaflose Nacht habe, oder allein im Wagen sitze, oder spazieren gehe, oder sonst eine Zeit habe, die man in bloßer Beschäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beschäftigt mich dieselbe Vorstellung noch immer, wie in meiner Kindheit, aber natürlich in andrer, oft wechselnder Gestaltung. Da es ein Gegenstand ist, der gar nicht in das Leben übergehen, sondern nur auf die innere Denkweise einwirken kann, so berührt es mich auch im Leben nicht, sondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Inneren verdanke ich, im besten Sinne

des Worts, dieser Selbstbeschäftigung sehr viel. Es ist ja überhaupt die natürliche Folge aller inneren Thätigkeit, und jeder recht lebendigen Regsamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereignisse des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieser, ihr zu helles Licht zu vermindern, ist immer heilsam, das Unglück schadet und drückt dann weniger, und das Glück fesselt nicht an seinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es, immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige H.

34. Tegel, den 15. Junius, 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingstfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen sehr für beide. Ich selbst schreibe Ihnen einige Tage später, als ich es sonst zu thun pflege; da Sie in Ihrem ersten Briefe eines zweiten erwähnen, der nachfolgen sollte, so wollte ich erst diesen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es ist mir sehr erfreulich, daraus zu ersehen, daß Sie wohl sind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da diese sogar bei der schönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlassen, so ist es doch wohl zu besorgen, daß es Rheumatismus ist, der später in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch rathen, ja Sie sehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweck-

mäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und so sehr lieb mir Ihre Briefe sind, so möchte ich sie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten, und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieser Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künstlichen Beschäftigungen? Indeß kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, eines Theils weil, wie Sie mir einmal schrieben, Sie das, was mehr Anstrengung erfordert, durch andre Personen verrichten lassen, und andern Theils weil das Schreiben zwar eine scheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit ist, aber dennoch gerade durch das Festhalten der Feder bei so vielen kleinen Strichen sehr anstrengt. Mir ist es von jeher widerlich gewesen, und auch jetzt schreibe ich ungern. Es klingt das sonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geschrieben habe, allein es ist darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht so viel geschrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine viel mehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir selbst bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, andern mitzutheilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, sondern beides so wenig als möglich gethan, und so kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mittheilungen und Erzählungen andrer immer sehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbstsüchtiges liegt, da man mehr empfangen, als geben will, so will ich es nicht läugnen, es ist nun aber immer einmal so in mir gewesen. Ich spreche sehr wenig und schreibe nicht viel, und habe es immer so gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, ist es nur, weil ich

glaube, daß man Werth darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit scheinen Sie, liebe Charlotte, wieder sehr beschäftigt. Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, freut es mich sehr; ich habe es immer sehr hoch geehrt, als Stärke, Ausdauer und Eigenthümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie Sich nach erlittnen großen Verlusten durch diese Beschäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen ist, Sie auf der andern Seite eine schöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin sich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dies Ihren Neigungen angemessne Streben nach dem Kunstvollen den Geist in Anspruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrschenden Neigung, in die Betrachtung der Natur einzugehen, entspricht. Daher ist es auch immer mein Wunsch gewesen, daß Sie dieser Arbeit eine solche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in späteren Jahren, bei weniger angestrengtem eignen Antheil, die Fortsetzung derselben möglich machte.

Die Empfindung, daß Besuche dann am störendsten sind, wenn man sich einmal frei von eigentlichen Geschäften für kurze Zeit gemacht hat, theile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung, mit Ihnen. Es ist aber gerade die Art der gewöhnlichen Menschen, eben das für die beste Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reise antreten, und bis gegen Ende Julius keinen recht steten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, so ungern ich so lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu schreiben, als so, daß mich Ihr Brief den 25. Julius finden

kann, und ihn nach Ottmachau bei Neisse in Schlesien zu addressiren.

Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher Freundschaft der Ihrige H.

35*. Herrnstadt, den 9. Julius, 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Buchstaben schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größeren lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch. Es giebt aber Personen, welchen die lateinische Schrift misfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremder vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen werth sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu seyn, von solcher gewissermaßen eigensinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indeß doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja. Ich kehre dann zu den andren zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheirathet ist, so dürfte Ihnen der Ort der Ueberschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgend eine Weise bekannt seyn. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal von Berlin aus, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das, was mich umgiebt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine, sehr unbedeutende Stadt, liegt also eine kleine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andren von

hier nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüth angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort, und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist, und die man gar nicht, oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Theilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau aus habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse, oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille, und ist, wie mit einem neblichten Schleier überzogen, der indeß doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer, und doppelt auf Reisen, auf die mannigfaltigen Modificationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolkenbeschaffenheit dem Charakter der nemlichen Gegend giebt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modificationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüths, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Danach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf

mich, und wenn es schwermüthig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur ebenso, wie man auf dem Theater schwermüthige oder schauerliche Scenen aufnimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermuthlich auch gar nicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist das ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig, und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um wenigstens die nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler vollkommen zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Licht sicher, und auch, bei der Nähe der Sitze, mehr in Gefahr wäre, überschrieen zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genöthigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines nur guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch mehrere Personen, und die als selbst handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes, als selbst ein viel besseres einzelnes Vorlesen. Auf der andren Seite liegt aber ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht, und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte

mir das Alter immer reizend, und viel reizender, als die früheren Lebensepochen gedacht, und nun da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartung fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewissermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahr alt, und wer, ohne große körperliche Ermüdungen, und meist gesund, und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von Allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von Allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann, diese Dinge sind alle in früheren Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wann, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt, oder sagt, daß das Alter abhängiger von andren, von Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht so viel, als man denkt, da, wenigstens bei gutgearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen, die Begierden und selbstgeschaffenen Bedürfnisse noch viel mehr im Alter abnehmen, als die Kräfte, ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andren Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere, und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die Dinge, welche alle

Uebel, welcher Art sie seyn mögen, erst recht empfindlich machen, und sie wirklich vergrößern. Gerade von diesen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemüthsart vorausgesetzt, die keine einmal eingewurzelt unartige Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift sonst in jedes Alter hinübertragen. Der größeste Gewinn aber, der aus dieser größeren geistigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenschaftlosigkeit, dem gleichsam wolkenleeren Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüth hinführen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellectuelle Horizont erweitert, und das Beschäftigen mit jeder Art der Wissenschaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr ausschließend das ganze Gemüth ergreift, und jedes andre Bedürfniß, jede andre Sehnsucht schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste und menschlichste, allein in gewisser Art läßt es sich doch nur in höherm Alter vollkommen genießen. Früher ist es in Streit mit der Aufforderung und sogar der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahn stände, daß ein solches Vergnügen an reinem, gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung, oder viele Kenntnisse voraussetzte. Wo diese gerade bei jemandem zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannigfaltigkeit, und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen nothwendigsten, heiligsten, und wahrhaft erfreulichsten

Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinne offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den größerer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigne, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst in das Gemüth Eingang verschaffen, doch immer in ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was auch den endlichen Aufschlüssen über alle unendlichen Räthsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am nächsten steht. So stirbt zwar in höheren Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich innen in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. — Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit Wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der, frei von Geschäften und äußren einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebnen Addresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige Humboldt.

36*. Tegel, den 12. September, 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreut, wieder hier zu seyn, die letzten Monate der scheidenden besseren Jahrszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan oder erlebt hat, zurück, man meint sich sichrer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen könnten. Alles das ist freilich nur Täuschung, ein Augenblick reicht zu dem Größesten hin. Aber so Vieles im Leben, im Glück, und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, aber weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet seyn muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben, wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl lieber den kürzeren, als den längeren Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegenzugehen. Betrachtet man dagegen das Daseyn nur stückweise, strebt man nur, einen fröhlichen Tag dem andren beizugesellen, als

könne das nun so in alle Ewigkeit hin fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Gränze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird. Das Laub der Bäume fängt jetzt schon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert, und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche schöne und große und mannigfaltige Bäume durch alle wechselnden Jahrszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es wie mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, so wie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen, und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum, von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue, und in neuen Boden bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, sondern, langsam schmachtend, sein Ausgehn erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen, und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über die Gränzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu seyn. Im Grunde geht es dem Menschen, mit aller scheinbarer Beweglichkeit, eben nicht

anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raumes gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, sondern derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab, oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortdauernd entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewandt. Es freut mich oft zu denken, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen, und jede damit verbundene Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr unangenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um Vieles besser, sie erfodern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht gern an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre ausschließlich meine Zeit dem Studium und dem Nachdenken zu widmen, je mehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin, und verliere Neigung und Geschmack an allem andren. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber, wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geist, noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekanntschaften ziehe ich immer enger zusammen, die Männer, mit denen

ich früher den anziehendsten Umgang hatte, sind gestorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber für Bedürfnisse, die man suchen muß, wenn sich ein solcher Umgang von selbst anknüpfte. Dagegen ist das Feld des Wissens und Forschens unermeßlich, und bietet beständig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man sehnt sich nur, die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne diesen Gegenständen mehr, als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlt mir auch, möchte ich sagen, der auf äußere Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdruck, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Ansicht davon kommt man freilich nur, durch mühvolle und oft in mechanischer Beschäftigung Zeit raubende Gelehrsamkeit, aber auch das hat seinen Reiz, oder wird wenigstens leicht überwunden, wenn man sich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollsten reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des alten Testaments, und man kann es nie genug unserer Sprache verdanken, daß sie, auch in der Uebersetzung, so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es nicht möglich wäre,

etwas so Großes, Reiches und Mannigfaltiges zusammen zu bringen, als die Bibel, die Bücher des alten und neuen Testaments enthalten. Wenn sie auch, wie bei uns dem Volke gewöhnlich, das einzige Buch ist, hat [dieses] in ihr ein Ganzes menschlicher Geisteswerke, Geschichte, Dichtung und Philosophie, und Alles dies so, daß es schwerlich eine Geistes- und Gefühlsstimmung geben könnte, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur Weniges so unverständlich, daß es nicht gemein schlichtem Sinn zugänglich wäre. Der kenntnißreichere dringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg. — Ich bleibe jetzt diesen, und den größesten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl noch einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbst, eine Reise machen, die sich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner schließen wird. Allein es ist an sich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich schreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nemlichen Ort, und zum Aufsuchen eines andren, wie Gewicht und Gegengewicht in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthalts meist Nothwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige Humboldt.

37. Burgörner, den 13. November, 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es ist sehr liebe-

voll von Ihnen, daß Sie so viel Werth auf den Antheil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme, und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Theilnahme an Ihnen, und dem Interesse, das nicht gerade die Schilderung von äußeren Ereignissen, sondern die Darstellung innerer Zustände weckt, zu finden. Es ist gerade das beides, worin es liegt. Wenn auch das nun schon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenstand unsrer Theilnahme einwirkt, so lesen wir doch Alles, was diesen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es ist, als ginge es ihn noch an, als wirkten diese Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde ist das auch wirklich so. Wie groß die Macht der Zeit ist, so entfremdet sie sie doch nie, auch nach so lange nicht mehr unmittelbar angeklungnen Gefühlen, dem Gemüthe ganz; in diesen giebt es vielmehr auch im wirklichen Daseyn etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht bloß die Beständigkeit sich unverändert erhaltender Gefühle. In diesen unterscheidet sich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andre zu empfinden, bleibt dieselbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein so in sich zusammenhängendes Gewebe, daß der längst vergangene Schmerz und die längst vergangene Freude noch jetzt die Seele erschüttern, obgleich sie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieselbe ausüben können. Wie es mit dem eignen Gefühl ist, eben so ist es auch mit dem Gefühl der Theilnahme an andren. Die Ent-

wickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen, selbst derer, die so weit, wie die ersten Jugend- und Kinderjahre vom gegenwärtigen Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der sie liest, nicht bloß in die äußeren Umgebungen, sondern in Ihre Ansichten und Gefühle selbst ein. Es hebt sich darin nicht einseitig etwas Einzelnes heraus, sondern Alles ist immer in seiner wahren Verbindung und im Zusammenhang der Natur selbst geschildert. Dies beweist, daß Sie von je her eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als sonst den Menschen gegeben ist, obgleich Frauen daran in der Regel einen größeren Antheil besitzen, als Männer. Die weiblichen Beschäftigungen, und selbst die ursprüngliche Bestimmung der Frauen führt sie körperlich und geistig mehr auf ein inneres Wirken und Weben. Indeß ist selten damit auch die Klarheit der Ansicht, und die Deutlichkeit des Selbstbewußtseyns verbunden, die Sie so sehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil ist oft selbst gewissermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anschaulichkeit ursprünglich ein Eigenthum der äußeren Sinne ist. Ihnen aber legt sich, wie alle Ihre Selbstschilderungen beweisen, der Zustand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an den Ihre Erinnerung dazu lebendig genug ist, so bestimmt und so scharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuschreiben brauchen, daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß Alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große, und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie

Sich im Schreiben erworben haben, kommt hinzu, und durch das Alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild inneren und äußeren Lebens, aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, das erste noch vollständiger zu verdeutlichen, und noch bestimmter zu charakterisiren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist mir nichts in diesem Hefte aufgefallen, was, meinem Urtheile nach, irgend eine Misbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern betrift, so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig thun; die guten und treflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahrer hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen auf ursprünglichen Banden, wie zwischen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Gesammtgefühl des Wesens, das man hochschätzt und liebt, und das immer dasselbe bleibt, wenn auch kleine

Mängel, ja oft selbst größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höheren, dem er nahe kommt, schuldig ist, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüth so leicht darzubringen wird, gründet sich mehr auf ein oft mehr geahndetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Wesen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen ist, aber in Mienen, Gebärden und dem Ganzen des Charakters durchscheint. Es ist in der Menschheit, die so leicht fehlt, so schwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und schön, daß Liebe und sogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der sich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Ist man sich aber dieses Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man sich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe sie Achtung und Liebe zollen will, erst Fehler und Vorzüge wägt, so kann man auch verehrter und geliebter Personen, beides mit vollkommner Freiheit, und ohne sich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadeln fremder Handlungen oder Fehler, und fast eben so wenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf, wie sie sich im Inneren und Aeußeren gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann, wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen, oder verdammen. Es ist so geworden, und hat so werden müssen. Die sittliche Würdigung kann nur die die Handlungen begleitende Empfindung treffen, und diese kann nur das Gewissen selbst richten. So muß jeder sich selbst ein Richter

seyn, und ist es auch. Denn wo etwas Misbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun könnte. Auf ähnliche Weise ist es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, thut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzusehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus klar hervor, daß man selten sich selbst auf dieselbe Art loben würde, als man von andren gelobt wird. Aber das Lob ist angenehmer zu hören, und auch zu ertheilen, und so ergießt es sich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Anstand nimmt, Tadel, selbst leisen, geschweige denn bittern, auszusprechen. Darum ist aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trift, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht so genau prüft, wie richtig sie sey, und mit der man es nur überhaupt insofern streng zu nehmen hat, daß man nicht durch sie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Theilnahme der Ihrige, Humboldt.

37a.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit sich, und zur Reue, da hat man mit sich, mit andren, mit dem Geschicke gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar, wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar, wie ein der Seele eingewachsner Gedanke; es ist ferner rein von der Aengstlichkeit, der Besorgniß der Zukunft . . .

Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat zu entbehren, und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trift, zuschreiben . . .

Es giebt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles, und muß über andre nicht zu viel vermögen wollen . . .

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht bloß die edelste, und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mismuthig über das zu werden, was sie verweigern . . .

Mit den sogenannten Ahndungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trift so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keinesweges weder das eine noch das andre als etwas bloß Zufälliges ansehen, und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufall beimessen, und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen, wie mit Allem, was auf innerem Selbstgefühl beruht. Dies Selbstgefühl kann sich täuschen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht ist, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objective

Sicherheit läßt sich darüber nicht haben. Es kann keine sichern äußeren Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es sind immer oft schwache Andeutungen, sie können in die Seele gelegt, sie können aber auch aus einem unbestimmten, durch Hofnung oder Furcht irre geleiteten Seelenzustand erzeugt seyn. Im ersten Falle läßt sich auf ihre Zuverlässigkeit bauen, im letzteren Falle nicht. Das Weiseste ist immer, sie auf keine Weise herbeizulocken, bei ihrem Erscheinen sich die Möglichkeit ihrer Falschheit zu denken, und wenn sie ungünstig sind, auf ihre Wahrheit gefaßt zu seyn.

38. Berlin, December 1824.

Ich bin seit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu schreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen, wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schluß eines Jahres, und das Ende desselben hat mir immer eine passendere Zeit geschienen, die inneren Bewegungen des Gemüths für sich und für diejenigen, die einem nahe stehen, zusammenzufassen, als der Anfang eines neuen. So sehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Antheil, mit dem Sie mich durch dasselbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, sich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgesetzt beweisen, im höchsten Grade zu schätzen weiß, daß sie die entsprechenden Gesinnungen in mir befestigt, daß Sie immer auf meinen herzlichsten Antheil an Allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umständen in Rath und That auf mich

rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das so ausdrücklich wiederhole; ich fühle, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, da Sie es aus früheren und wiederholten Aeußerungen wissen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen ist. Aber ich spreche mich gern auch öfter darüber aus, da ich sehr gut fühle, daß es sonst vielleicht nicht so leicht ist, mich zu jeder Zeit immer richtig zu verstehen. Ich weiß sehr wohl, daß ich eine andre Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als andre, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies Alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewisser Art, obgleich dieser Ausdruck eigentlich zu stark ist, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schlusse des Jahres schlicht und einfach, aber wahr zu versichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Gesinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlischt, also auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eignes Lebensglück sehr erhöhet. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitre Hoffnungen von dem kommenden Jahre . . .

39. Berlin, den 31. Januar, 1825.

Sie werden Sich wundern, liebe Charlotte, schon vor der Zeit, wo Sie gewohnt sind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin

krank, habe ziemlich starkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da suche ich gern im Briefwechsel, und am liebsten in dem mit Ihnen, eine ruhig erheiternde und die Seele stimmende Beschäftigung. Ich gehöre zu den geduldigsten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entschließen, das Krankseyn ein Uebel zu nennen. Sie werden sagen, daß das nur beweist, daß ich nie oder selten ernsthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch schon bei kleinen Uebeln und bloß belästigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Krankseyn immer eine gewisse Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es ist nicht, daß ich gesund sehr das Gegentheil wäre. Aber das gesunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anspannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt seine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es besser geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie Sich ja nicht über mein Unwohlseyn. Es ist durchaus unbedeutend, und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es ist bloß die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte mich auszusetzen; ich fühlte gleich auf der Stelle das Entstehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft liebevoll daran — haben sich sehr gebessert. Ich leide gar nicht in diesem Winter daran. Ich schreibe es doch der großen Schonung, und selbst den lateinischen Buchstaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen schon meinen herzlichen Dank gesagt; ich habe ihn seitdem oft wieder gelesen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen schon im Stillen viel gedankt habe. Es ist Ihnen eine seltne und natürliche Gabe eigen,

Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünschte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erst näher kennen lernten, sich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befestigen würde, wie herzlich mein Antheil an Ihnen, und wie unwandelbar meine Gesinnungen gegen Sie sind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es ist mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen bestimmt zu sagen. Beim Schluß des Jahres drängen sich ganz natürlich die Empfindungen zusammen für diejenigen, die uns besonders werth sind, und wir fassen sie enger zusammen. Ich halte überhaupt sehr viel auf die Zeitabschnitte, auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche ist mir kein gewöhnlicher Tag. Ich passe Alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und lasse sie über mich herrschen . . .

Daß die Zeit hingehe und geistig erfüllt werde, ist das Große und Wichtige im Menschenleben. Durchdringt man sich recht von dieser Idee, so wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz sehr gleichgültig. Was sind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfließen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was sich davon geistig gesammelt hat? Die Zeit ist das Wichtige im menschlichen Leben. Denn was ist die Freude nach dem Verfließen der Zeit? und das Tröstliche davon, der Schmerz ist ebenso nichts nach ihrem Verfließen. Sie ist das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegen wallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit diesem Fortschreiten verbindet sich eine reifende Kraft, und sie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht, sie nicht verschwendet, sie als das größeste

Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst . . .

Ihre Thätigkeit achte ich sehr hoch, sie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt sich in der selbständigen Unabhängigkeit, die Sie Sich nach großen und ehrenvollen Verlusten wieder geschaffen haben. Darum interessirt mich auch Alles aufs höchste, was Sie mir über Ihre schon an sich interessante Beschäftigung sagen . . .

Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei viel mehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistentheils vor den Männern voraus haben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfter, tiefer und abgeschiedner in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie rauher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstand seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nemlich von niemandem so viel, er kennt bei niemandem so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlusses,

und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andren Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unpartheiisch gegen sich seyn; denn der, den er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. Er ist also in Einseitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieste, und ohne allen Rückhalt beurtheilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man sich selbst so nun einmal nicht sagt, und auf irgend eine Weise, wenn es nicht mit Absicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es ist heute der letzte Tag im Monat. Sie wollten mir, liebe Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenserzählung schicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreut; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermuthlich den Gang der fahrenden Post nicht recht berechnet, der auch wegen der Jahrszeit und der Wege Verspätungen ausgesetzt gewesen seyn kann. Ich hoffe und wünsche es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute geschrieben habe, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder später schreibe. In diesem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Post zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt recht herzlich wohl, und lassen Sie Sich, ich wiederhole es, durch meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und sich nie ändernden Gesinnungen Ihr Humboldt.

40*. Berlin, den 8. Februar, 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen heute, wie gewöhnlich schreiben. Nun

ist aber ein Besuch gekommen, und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe indeß doch, theils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, theils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Sie schließen den Ihrigen mit der Frage: ob ich böse bin? — Das bin ich nun ganz und gar nicht, liebe Charlotte, ich liebe, daß sich jeder mit völliger Freiheit vor mir über mich ausspricht, und liebe es vorzüglich von Ihnen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir ein wirklich angelegenes Geschäft Sie zu beruhigen. Aber das schwöre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldiger Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich so lange kennen, Sie mich so misverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) so äußerlich nehmen könnten. Mir ist dabei auch nicht das Mindeste von Stand, von Verhältniß, von äußerer Lage eingefallen. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich so gebeten Sie zu leiten, zu belehren, hatten mir namentlich mehreremale geschrieben: befehlen Sie mir doch. Hätte ich gedacht, die Worte misfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten. Diese hat sich immer und auch in jenem Brief liebend, theilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie Sich nun wohl so betrübt fühlen sollen? wäre es nicht besser gewesen mir gleich zu schreiben: ich weiß, Sie meinen

es nicht so, aber ich mag diese Worte nicht? Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen, in Allem Innerlichen und soviel ich kann, äußerlich. Fassen Sie das in ein vertrauenvolles Herz, und nehmen Sie ein für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir, vor Ankunft der Ihrigen bekommen haben. Daß er in sehr freundlicher und liebevoller Stimmung geschrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geschrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorhergehende nicht misfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder weh gethan haben. Es sollte mich sehr schmerzen und es thut mir jetzt leid, ihn geschrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs seyn. Wenn ich sie habe, schreibe ich wieder, und breite mich über Alles mehr aus. Heute muß ich schließen. Daß Sie mir wegen des Frankirens Vorstellungen machen, ist sehr gut. Ich habe zwar gar nichts dagegen, daß man weiß, daß ich Ihnen oft schreibe, ich sehe auch nicht, wie ein Briefwechsel mit mir Neid erregen kann. Aber unterlassen Sie nur das Frankiren, es ist besser und ich erlaube es. Nun leben Sie herzlich wohl und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben seyn sollte, so lassen Sie ihn auf immer daraus schwinden. Ihr Ihnen immer mit der herzlichsten und lebhaftesten Theilnahme zugethaner Humboldt.

41. Berlin, den 12. Februar, 1825.

Sie haben mir, liebste Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. M. eine sehr große Freude gemacht. Ich hatte

Ihnen zwar gar nicht gezürnt, am wenigsten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böse. Ich war nur geschreckt und unsicher geworden, und meine erste Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe gesehen haben. Ich war dann unschlüssig, was ich thun sollte. Wahrscheinlich hätte die Besorgniß, Ihnen weh zu thun, mich bestimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies Alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer so gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, so werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechsel mit Ihnen versprach, und diesen, der mir schon so, wie ich es dankbar erkenne, sehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz so machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergessen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen ist, welche die Freude, die ich an Ihren andren Briefen habe, stört. Zugleich werde ich den Ton behalten, und ohne Zwang und Aengstlichkeit geradezu aussprechen, was ich für das Beste unter uns halte. Natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt, und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das mein Leben ist. Es sind lauter selbst-

gewählte Beschäftigungen, und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Theil meines Lebens hindurch geführt habe, so haben sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe Alles, was mich umgiebt, und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrthum zu verbessern. Allein so lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechslen der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und Alles, auch das Unbedeutende, in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechslenden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nöthigen, ist eine heilsame Weise für den äußeren Erfolg, und für den inneren Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seyns den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setze. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm ge-

gebnen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Anhalt findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indeß heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und seyn Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Theilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige H.

42. Berlin, den 8. März, 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseyns vom Jahre 1786. hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorübergegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondre Gabe eigen, die inneren Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts

aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen seyn müssen. Ich war damals 19 Jahr, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die bloß zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ohngefähr vier Jahr jünger seyn, als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eignen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngeren vor. Sogar der bloße körperliche Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Inneren einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittnen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger, als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen, wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andre Statt finden, die in dem Umgange beider

Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen inneren Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art von Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es ist eine sehr eigenthümliche, aber in der Unschuld eines aufkeimenden, noch vor sich selbst gar nicht entfalteten Gemüths natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen in jener Zeit, daß Sie Sich nur nach einer Freundin sehnten, und jede andre Sehnsucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundschaft und Liebe unterscheidet. Beide theilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegenkommen, und indem sie, jeder seine Art zu seyn in dem andren aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseyns wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte, oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften sich wechslend und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden einer in dem andren. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer, und unter allen Umständen

in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größeste Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst, und verwandelt Alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtseyn der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch Alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in späteren Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in den früheren doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstralt. So ist es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Lebenserzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Theil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie Sich ja, denken Sie, daß dies auch zu

meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen Sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugethan bleibt.

H.

43. Berlin, den 22. März, 1825.

Ich setze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu schreiben, liebe Charlotte, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter gestimmt finden möge. Bei dieser wunderbaren Witterung, wo der Winter es sich recht aufgespart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es selbst festen Gesundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anstoß erlitten, und ich denke, wenn nicht zum Osterfest, doch gleich nachher nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müssen, so ist es eine süße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar ist, weil es aus einer sich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechsel der Naturerscheinungen haben das, daß sie zugleich moralische sind, für das sie dankbar empfindende Herz. Diese Zuverlässigkeit, die in der Natur liegt, und sich schon in ihrer Regelmäßigkeit ausspricht, durch die die gewöhnlichsten Begebenheiten, ja selbst der tägliche Sonnenauf- und -niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, diese Zuverlässigkeit, sage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles dessen, was aus der Natur auf den Menschen herabfließt, ertheilt allen Empfindungen, die sich auf sie beziehen,

eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unsrem rauhen Norden müssen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bittern Winterempfindungen erkaufen, und das Bessere langsam erwarten. Aber dieser große Wechsel hat doch auch seine Vorzüge. Er schafft mehr und etwas Tieferes in dem Menschen, wenn er nach der Düsterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heitrer Frühlingssonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in südlichen Ländern zubringt. Der Winter ist da eigentlich Frühjahr, und man kann fast nur drei Jahrszeiten unterscheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbst, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wiesen frisch und schön, und bei vielen immer grünen Bäumen selbst wenige laublos dastehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmlischen Eindrucks, den diese Veränderung auf das Gemüth immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur ist es aber auch allein, an der mir der Wechsel der Jahrszeiten bemerkbar wird. Die Menschen pflegen ihn sonst auch noch in ihrer veränderten Lebensweise zu spüren. Das ist nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechsel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weise. Es ist dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter, und meines ununterbrochnen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3—5, und von 8—10 des Tages, und die Nacht ausnehmen, können Sie Sich mich, liebe

Charlotte, immer in meiner Stube, und da immer an meinem Schreibtische sitzend denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistentheils in die eben bezeichneten Stunden fallen, so giebt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man dessen einmal fähig ist, der Ernst der Gedanken. Man kann sogar ohne Uebertreibung sagen, daß das das Einzige ist, was uns dann noch reizt. Und dieser Reiz steigt mit der Beschäftigung selbst. Es entspringt eines aus dem andren, es entspinnt sich neu zu Denkendes aus bisher Halbgedachtem, oder nur Geahndetem. Man wird dadurch, von dieser Seite will ich zwar diese Art des einsamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andre, man gränzt sich vielmehr mehr ab, man weist gewisse Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfniß, sich und seine Ansicht herrschend zu machen, und zieht sich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man sieht, daß sie keinen Eingang findet, man fühlt gewissermaßen, daß man nur noch in einem gewissen Gleise fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, sich demselben fügen. Alles das mag seine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menschliche ist damit verbunden, und jenes beschauliche Leben in sich selbst, das sich seinen Kreis schließt, und diesen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen solchen Ersatz, daß man sich doch darum nicht davon trennen würde. Ja wenn es recht die Weise erreicht, mit der sich ein sonst gutgeartetes und tieferes Gemüth wahrhaft beruhigt, so darf man sich sogar aus Pflicht nicht davon

trennen. Denn aus diesem nach eignen Entschlüssen und eigner Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entsteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbständigkeit des Mannes ist eine freie Anwendung seiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8. d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltner vor, als sonst, daß junge Leute zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indeß ist doch im Ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit, und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich Ihre Freundin entschloß, das eine Verhältniß einzugehen, ohne dem andren zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht, und mit der größesten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemüths, und ein Verhältniß, das sich fast unmöglich eines höheren Segens, ohne den nichts gedeiht, erfreuen kann. Auch vermuthen Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehofte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich

dem Wunsch gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhältniß mit einem Manne, dem das der Sache und Verbindung angemessne Eigne versagt ist, läßt auch nothwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt, und er keine störende Empfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So mangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur so viel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Theilnahme, unveränderlich Ihr H.

44. Berlin, den 6. April, 1825.

Ich habe eine sehr große Freude an Ihrem ausführlichen Briefe vom 20. vorigen Monats gehabt, für die ich Ihnen recht herzlich danke. Ich fuhr am 24., Donnerstags, aus, und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er auch auf meinem Tisch, als ich zurückkam. Ich erkenne sehr dankbar diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche, und diese Pünktlichkeit. Es ist mir sehr erfreulich zu denken, daß die Zeit wohl vorüber ist, die so große Anstrengung von Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch vermehrt ist, so fürchte ich sehr für Ihre Gesundheit, und noch mehr thut es mir weh, Sie so bedrängt und belastet zu sehen, die ich gern in freierer Muße beschäftigt wüßte, so sehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde mit dem größesten Antheile mit Ihrem nächsten Briefe

die genauere Uebersicht über Ihre Einnahme und Aus gabe empfangen; ich will, da ich ein so lebendiges und inniges Interesse daran nehme, wissen, und im Einzelnen wissen, wie es Ihnen in dieser Hinsicht geht, wie gesichert Ihre Lage ist, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen passende Vorschläge machen könnte, die in Rücksicht auf Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wären, und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erschienen. Im Laufe der Zeit kann sich das doch einmal treffen, und so schön Arbeit ist, so erfreulich und wohlthätig ist auch Muße, und vor allem für Sie, die Sie so gern in Ideen und Gefühlen leben, und durch sinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch ursprüngliche Lebensbestimmung der ganz freien Muße entgegengiengen, welcher der Mann, auch in den höchsten Ständen, nie ganz, das Weib in den höhern immer genießt. So entstand mein Verlangen und so ist meine Absicht dabei. Ich habe es nach den Grundsätzen der innigsten Zutraulichkeit, liebe Charlotte, die ich, bis Sie es nicht mehr wollen, befolge, geradezu und ohne Umschweife gesagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefsten Gesinnungen bewußt, und weiß, daß, so wie ich handle, es recht und gut ist. Haben Sie eine andre Ansicht, so wundert mich das nicht, weil verschiedne Standpunkte verschiedne Ansichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundne Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem sich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter ächt edler, weiblicher Empfindung ist, auch darum seine Ansicht vorwalten

lassen, und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen, und es aussprechen, daß Sie gehorchen. Denn ich wiederhole Ihnen unverhohlen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es Ihnen auch sey, nicht bloß die Sache, sondern auch das Wort, und alles damit Zusammenhängende ungemein liebe, und daß nicht bloß die Willenlosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willige Aeußerung dieser Gesinnungen für mich eine der liebenswürdigsten Seiten edler, seelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine solche Sicherheit ihrer Würde besitzt, daß sie weiß, daß sie sich durch keine Unterordnung das Mindeste vergeben kann.

Sie wünschen zu wissen, wo ich die Jahre 1786. und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unsrem Hause in Berlin mit meinem jüngeren Bruder und einem Hofmeister. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1787. im Herbst. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demselben Hofmeister, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Universität war, bis Ostern 1788. Um diese Zeit ging ich mit meinem Hofmeister, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeister. Erst von diesem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein, und so sahen Sie mich im Jahr 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, stand in keiner Verwandtschaft mit mir und war bloß ein frei gewählter Umgang. Ostern 1789. folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiste ich mit dem

verstorbenen Campe, der mein erster Hofmeister war, und von dem ich im dritten Jahre lesen und schreiben gelernt hatte, nach Paris. Bei der Rückreise trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reise in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angestellt, nahm aber 1791. meinen Abschied und heirathete. So verstrichen die Jahre, die Sie zunächst, Ihrem gütigen Versprechen nach, beschreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu sagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilderung innerer Zustände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der seltneren und schöneren weiblichen Naturen selbst sind. Ohne eine an Gefühlen, Entschlüssen, Gesinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele, vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem andern in uns hinübertönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten und kaum vernehmbaren Töne. Dies ist ein Vorzug des Charakters, der tiefsten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch sich selbst regelnde Uebung, durch Scheu vor allem Unedeln, durch reine Sittlichkeit, und einfache, aber tief empfundne Frömmigkeit. Dadurch sind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geistige Zustände gerichtet, und dazu gesellt sich das Talent der Darstellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatsache, die in allen Ihren Briefen, und in jedem Heft Ihrer Lebenserzählung offenbar ist.

Tegel, den 14. Ich bin seit einigen Tagen hier allein, da ich meine Familie bei dem stürmischen schlechten

Wetter noch in der Stadt gelassen. Es ist wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es ist mir doch recht wohl, und wird es mir noch mehr seyn, wenn erst meine Frau und Kinder wieder mit mir sind. Trotz dem schlechten Wetter bin ich gestern und heute spazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturm. Er wird meistentheils gelinder um diese Tageszeit, und im Gebüsch hört man ihn nur in den Wipfeln sausen. — Nun leben Sie wohl, und seyn Sie der Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen für Sie, und meiner herzlichen und dankbaren Anerkennung Ihrer treuen und innigen Ergebenheit gewiß. Humboldt.

45. Tegel, den 1. Mai, 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen gelesen. Ich habe dieselben Gesinnungen darin wieder gefunden, auf die ich so großen Werth lege, ja diese Gesinnungen sprechen sich diesmal noch besonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben sehr recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen schrieb, daß wir uns im Jahr 1789. in Pyrmont gesehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war eben erst Ostern desselben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie schon in demselben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel später. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrthum. Er war wirklich Hauslehrer oder, wie man damals sagte, Hofmeister bei einem älteren Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohne meiner Mutter aus erster Ehe. Er hat mich aber lesen und schreiben

gelehrt. Er muß unser Haus etwa 1770. oder 1771. verlassen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten seine Kinderschriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen seyn. Wie er von uns wegging, wurde er erst Prediger, verließ aber seine Stelle bald, und traf mit Basedow im Dessauischen Philanthropin zusammen. Seine Reise nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahr 1789, also später, als wir uns sahen. Ich bin seitdem, bis an seinen Tod, nie wieder mit ihm zusammengekommen. In diesen Tagen bin ich noch durch einen andren zufälligen Umstand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobis neu herausgekommenem Briefwechsel steht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789. empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reise nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran, in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinsten, was mir begegnet ist, habe ich wenig vergessen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menschen, mit denen ich näher zusammen traf. Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen, hatte ich eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, Viele zu sehen, und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntniß verschaft, die andren sonst wohl viel später fehlt. Die Hauptsache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, classificirte mir die Menschen, verglich sie, studirte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eignes Studium. Indeß hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnes-

art genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältniß gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Uebung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längst nicht mehr vor, in dieser Art eine Wirkung auf einen Menschen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man sich theils nicht mehr so in andrer Verschiedenheiten finden, theils muß man es nicht wollen. Man muß seine Individualität frei gewähren lassen, mit denen fortwandeln, die sich ihr anpassen, und sich nach ihr richten wollen, und die andren nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten . . .

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahr so betroffen gewesen? Ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüthen bedeckt da.

Die wehmüthige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich, und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden, und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frohe Theilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie sprießt vielmehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmüthig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Daseyn, und indem er nun in diesem, ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Daseyn eine unendliche, ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur,

gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmüthiger Freude aussprechen kann . . .

Eine andre Art der Wehmuth, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiednen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebender Wesen, in erneuertes Daseyn oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in Winterschlaf und Tod zu denken, die eben so plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der Jahrszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahndete sie gar nicht das winterliche Ersterben, hat eben so etwas tief Rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahndenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichsten, unveränderlichsten Zuneigung Ihr H.

46. Tegel, den 15. Mai, 1825.

. . . So sehr ich auch die Natur liebe, und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von 6 bis 8 Uhr abends draußen zu seyn. Ich ziehe den Abend dem Morgen, besonders wegen des Sonnenuntergangs, vor. Nicht

leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werther gehalten, als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist, sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnißmäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich, als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und das in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend, und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heitres und glückliches Daseyn, wenn nicht allein, doch größtentheils ihnen verdanke. Meine äußere Lage giebt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhängen kann. Das Uebrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmuth, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur aus dieser Richtung auf von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernte Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas andrem zu beschäftigen durch die Umstände genöthigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und theilen der Seele ihre stille Klarheit mit.

Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem ächten Hinwandeln in Wahrheit und Demuth besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmüthig und traurig, aber nie ungeduldig noch rathlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer, und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an Alles, was nicht wirklich, und an Alles, was in der Wirklichkeit ächten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höheren Region werden die Ideen, die, als gelehrte Beschäftigung, nur für Wenige bestimmt scheinen, wieder sehr einfach, und knüpfen sich an alles allgemein Menschliche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freut, zum Pfingstfest bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige H.

47. Berlin, den 21. Mai, 1825.

... Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise nöthigt mich einige Tage hinter einander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier, und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute

schreiben würden. Daß Sie traurig waren, und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andren dem Gemüth erfreulich, erhebend, von allem Kleinlichen abwendend, zu größeren Hofnungen anregend, und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernsthafter Thätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprung und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohlthätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst nothwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Theile zerfällt, und es ist dies doch mehr, als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß man auch diese nicht geringschätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich so gut eitle Schrecken, als leere Hofnungen in ihrem Schooße trägt, aber doch viel häufiger, wenn sie auch Täuschungen mit sich führt, ihnen schmeichelnd liebliche, als zurückschreckende Farben leiht. Meist ist auch das in unsre Hände gegeben, und hängt von der Seelenstimmung ab, auf die man auf vielfache Weise bei sich selbst einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüth ist eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz, oder mehr oder weniger abhängen. Ist es mit dieser licht und freudig, so wird es auch der Ton der ganzen Seele. Mischt sich da-

gegen in diese düstre Besorgniß, oder nicht in Erfüllung gegangne Erwartung, so wird dadurch auch die ganze Seele umdüstert und verfinstert . . .

48*. Tegel, den 28. Junius, 1825.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren gütigen, am 19. dieses Monats angefangenen, und am 21. Junius geschlossenen Brief, und die liebevollen Gesinnungen, die Sie darin gegen mich aussprechen. Es thut mir aber sehr leid zu sehen, daß Sie sich wirklich ganz ohne Grund unangenehme Empfindungen machen, und in der That ganz vergebliche Besorgnisse hegen. So sagen Sie, liebe Charlotte, bei Gelegenheit meines letzten Briefes, nemlich des vom 13. dieses Monats, daß Sie recht gut erkennen, daß ich Ihnen ferner treten will. Einen solchen Willen, können Sie mir aber sicher glauben, habe ich nicht, und habe ihn nie gehabt. Ich habe Ihnen vielmehr fast in jedem Briefe versichert, und nur weil ich es so fühlte, daß ich immer gleich theilnehmend und gleich liebevoll gegen Sie seyn würde. Sie sehn es auch aus meinem ausführlichen Schreiben, da Sie wissen, daß ich eigentlich nicht gern viel schreibe, und nicht einmal gern meinen beständigen und mich ganz beschäftigenden Arbeiten Zeit raube, wenn mir nicht ein bestimmtes und mir nahes Gefühl, wie in dem Briefwechsel mit Ihnen, die Veranlassung dazu giebt. Alles, was in jenem meinem Briefe wirklich stand, und was ich nicht ändern kann, weil es eine Thatsache ist, war, daß ich eine noch engere Vertraulichkeit möglich hielt, die Ihnen misfiel; von dieser bin ich allerdings ebendeswegen zurückgetreten, aber anders habe ich das

Zurücktreten nie gemeint. So wie ich war und wie ich schrieb heute vor einem Jahr z. B. und früher, so bin ich und so schreibe ich noch, und werde auch so seyn und schreiben in Zukunft. Ich habe Ihnen nie die mindeste Schuld gegeben, und es kann mir nicht einfallen, weil Sie doch darum unmöglich Schuld haben können, weil Sie über einen Punkt anders denken als ich. Ich kann mir aber auch und aus eben dem Grunde keine Schuld geben. Sie wünschen, liebe Charlotte, daß ich Ihnen über die Dinge, die Ihrem Gefühl wichtig sind, meine Meinung sagen soll, und nennen dies sehr gütig die Ihrige berichtigen. Wenn das denn so ist, so hören Sie und beherzigen Sie, was ich jetzt sagen werde. Es ist immer meine Manier, über Alles klar zu sehen, mich nicht Täuschungen zu überlassen, mich aber auch nicht durch Wahnbilder und falsche Besorgnisse zu plagen. Selbst aus dem Schmerz, möchte ich behaupten, geht, wenn man ihn klar ansieht und sich klar macht, wieder eine Heiterkeit hervor. Betrachte ich nun so unser Verhältniß in den letzten Monaten, so ist Alles, was sich daraus ergeben hat, daß wir über Einen Punkt, und der zum Theil Worte, zum Theil Empfindungen betraf, ohne welche nicht nur das gewöhnliche, sondern auch das innere Leben sehr gut bestehen kann, verschiedener Ansicht sind. Es ist also hier gar kein Anlaß zu Mistrauen, zu Besorgniß der Störung andrer Gefühle, zu Wehmuth, Alles was ich mir denken könnte, wäre daß es uns beiden, oder Einem von uns weh thäte, daß wir, die in so Manchem übereinstimmten, es darin nicht thäten. Ich aber habe zuviel Erfahrung und zuviel innere Fassung, als daß ich nicht es sehr begreiflich finden sollte,

daß man nicht über Alles gleich denkt. Ich hatte sogar die Möglichkeit vorhergesehen. Sie müssen darin eine Sicherheit finden, daß, sobald ich Ihr Misfallen bestimmt wußte, ich still und ruhig die Durchsetzung meiner Ansicht aufgegeben habe, und ohne Ihren vorletzten Brief derselben gewiß nicht wieder erwähnt haben würde. Da Sie aber in diesem Briefe mein Benehmen so darstellten, wie ich es gar nicht gemeint hatte, und wie es Ihnen ein ganz falsches Bild von mir geben mußte, so machte ich zwar Ihnen deshalb gewiß keinen, auch nicht den geheimsten Vorwurf, da Sie sicherlich es nur so aussprachen, wie Sie es ansahen, aber ich war doch mir und selbst Ihnen schuldig, Ihnen, ohne weiter zu streiten, auseinanderzusetzen, daß mir das Alles ganz anders erschien. Nun dünkt mich, können wir es, liebe Charlotte, so ruhen lassen, und Sie können den Gesinnungen fortvertrauen, die ich Ihnen Jahre hindurch bewiesen, und die gewiß ganz Gerechtigkeit und Güte, und mehr als das, Theilnahme und freiwillige Zuneigung waren. — Die Frage, die Sie aufwerfen, ist allerdings eine wichtige moralische Frage, nemlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Person gehen könne? Sie haben schon selbst sehr richtig einige Gränzen darin bestimmt, ich glaube aber wohl, daß sich darüber noch einige allgemeinere Ansichten fassen lassen. Zuerst gehe ich davon aus, daß Gott nichts misfällig ist, was mit reinen, edlen, keiner sittlichen Erkenntniß widersprechenden Gefühlen übereinstimmt. Dies ist gewiß auch Ihre Meinung. Gott hat darum die sittliche Erkenntniß und besonders das sittliche Gefühl, das, noch feinere Unterschiede machend,

wohl noch verwirft, was die Erkenntniß wenigstens nicht misbilligt, in uns gelegt, daß sie uns zur Richtschnur dienen sollen. Wollten wir nun noch weiter gehen, und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts sagte, so schiene mir das eine Uebertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des sittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines sittliches Gefühl billigt, das halte ich auch für Gott nicht misfällig. Der Mensch kann nur menschlich urtheilen. Ferner kann ich mir nicht vorstellen, daß man fürchten müßte, in seiner Liebe ein Geschöpf gleichsam Gott gleichzustellen. Gott will gerade in seinen Geschöpfen, durch die Art, wie man für sie fühlt und gegen sie handelt, von uns geliebt seyn. Eine abgöttische Liebe ist mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entspräche. Kein vernünftiger Mensch kann das höchste Wesen auf irgend eine Weise mit einem schwachen und vergänglichen Menschen vergleichen. Das könnte nur ungeregelte Leidenschaft, und dann würde sich auch gewiß finden, daß diese Leidenschaft auch gegen das Geschöpf nicht so rein und fleckenlos wäre, daß sie vor einem feinen und geläuterten sittlichen Gefühl vollkommen tadelfrei bestehen könnte. Alles kommt also immer auf diesen Punkt zurück. Indeß müssen Sie mich wohl verstehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem sittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verstehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für sich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Das Gefühl muß sich auf Erkenntniß und besonnene Einsicht gründen, nur gewissermaßen, um noch feiner zu entscheiden, dar-

über hinausgehn, so wie bei einem Gesange die gefühlte Musik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzusetzt. Eine Neigung nun, die von einem solchen Gefühl gebilligt wird, braucht sich nicht ängstlich Schranken in Absicht des Grades vorschreiben zu wollen. Welchen Grad sie erreichen möchte, bleibt sie eine reine und fromme Neigung, die nicht Geschöpf und Schöpfer verwechslen wird, und vom letzteren nicht abführen kann. Daß Gott auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag hinnehmen kann, ist gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereigniß den, der sie hat, in tiefen Schmerz senken, aber nicht seiner Selbständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem fromm-sittlichen Gefühle gebilligt seyn, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei solchem Fall mit Demuth in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles Uebrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen. Man kann und darf niemanden in demjenigen folgen, was nicht recht ist, oder einem nicht so scheint, man kann also nie im Voraus unbedingten Gehorsam versprechen noch fordern, man darf seine Individualität, wenn sie widerstrebt, nicht aufgeben. Wenn aber der eine durchaus nichts fordert, was nicht mit jenem geschilderten sittlichen Gefühl in durchgängiger Harmonie steht, wenn der andre auch außerdem kein Widerstreben in sich fühlt, seine Individualität, in solchen ganz moralisch gleichgültigen Dingen, aufzugeben; so kann, ohne alle Verletzung irgend einer Pflicht gegen sich selbst, völliges Hingeben, ja Unterwerfung eines gegen den andren statt finden, wenn nur immer die innere Kraft

bleibt sogleich inne zu halten, als wirklich etwas, womit das Gefühl nicht übereinstimmte, dazwischenträte. Ohne diese Kraft aber hat und kann auch kein Hingeben Werth haben, es muß immer das Hingeben eines, der selbst stehen könnte, nicht das eines Kindes seyn. — Ich denke, liebe Charlotte, Ihnen geschrieben zu haben, wann Sie mir schreiben möchten, habe mir aber den Tag nicht angemerkt. Schreiben Sie mir diesen Tag, und nach diesem Tage, den ich nicht mehr weiß, etwa in der dritten Woche. Leben Sie herzlich wohl! Mit immer unveränderten Gesinnungen der Ihrige Humboldt.

48a.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet . . .

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu dem Unbegreiflichsten und Wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen könnten. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andre, wie eine angeschlagne Saite anklingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangene Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden seyn, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangnen Wesen gleichsam immer gegenwärtig, da

wirklich, was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weise, als man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allen vorigen in Verbindung steht . . .

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entspringt, hat man nie eine Absicht, es kann aber von kalten und ruhigen Menschen schwärmerisch und überspannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt, und die Empfindung, ohne daß sie darum im geringsten an Zartheit einbüßen darf, stärker anspannt.

49*. Tegel, den 16. Julius, 1825.

Ich wollte Ihnen vorgestern schreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erst Ihren Brief abzuwarten, weil ich mir dachte, daß es Ihnen lieber seyn würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun seinen Inhalt kenne, so ist es mir doppelt lieb es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu einer größeren Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe, oder entsteht doch nach und nach von selbst. Ich habe nemlich Ihren am 12. geschlossenen Brief gestern Nachmittag bekommen, und danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für alles Zutrauliche und Liebevolle, das er enthält, und das ich gewiß recht sehr erkenne und schätze. Sie können sicherlich überzeugt seyn, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiseste Klage über Sie im tiefsten Herzen zu führen, Sie so klar durchschaue, als dies immer möglich ist, und sehr gut Ihre treue und feste Anhänglichkeit an mich, und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie sehen auch aus jedem

meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Fragen gern beantworte, Ihre Zweifel löse, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, sondern aus freiem Interesse, das ich an Ihnen nehme, so ist es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Es thut mir sehr leid, daß Sie immer über eine Wehmuth klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuthen, nicht billigen kann, und gegen die Sie selbst, liebe Charlotte, kämpfen müssen. Ich schreibe dieselbe doch Ihrer angestrengten Arbeit im Winter und der sonderbaren Witterung des Sommers zu, ich, wenn Sie mich recht verstehen, kann sie gewiß nicht veranlassen; denn Sie müssen an jeder Zeile meiner Briefe sehen, daß ich wohlwollend, theilnehmend bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange, als Sie sind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wissen, daß ich gleich entferne, was Sie anders stimmt, und Ihre Heiterkeit, soviel nun einmal mein Wesen mir möglich macht, mit Freuden befördre. Davon seyn Sie auch künftig überzeugt, Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie Sich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Besorgnisse nährten, zu denen nicht der mindeste Grund ist. Unser Verhältniß scheint mir so klar, als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie selbst; ich habe aus frühen Jugendjahren, so flüchtig und vorübergehend auch unser Begegnen war, Erinnerung und Antheil in spätes Alter hinüberbewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, diesen Antheil auszusprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie es sehen, eine unverkennbare Freude an der

Mittheilung Ihrer Gedanken und Empfindungen. Welchen Namen man gerade diesem Verhältnisse geben müsse, daran gestehe ich nie gedacht zu haben. Alle Empfindungen sind individuell, und lassen sich nicht gerade unter die allgemeinen Bestimmungen von Freundschaft, Liebe u. s. f. bringen. Ich bin sehr überzeugt, daß es Freundschaft zwischen Personen beiderlei Geschlechts geben kann, ich glaube auch mit Ihnen, daß dazu Gleichheit des Gemüths hinreichend, aber erförderlich ist. Nur darf man freilich nicht den Begriff der Gleichheit zu streng nehmen. Denn ein männliches Gemüth ist in der Kindheit und bleibt im Alter ein männliches, und ein weibliches eben so. Allerdings ist also diese Gleichheit unter Personen eines Geschlechts größer, was wieder auf die besondre Art der Freundschaft einwirkt. Ich meine es, liebe Charlotte, mit welchem Namen Sie es bezeichnen mögen, gewiß recht herzlich gut mit Ihnen, ich werde nie aufhören, Ihnen das zu beweisen, wo ich kann, ich erfahre gern Ihre Ansicht über Menschen und Dinge, ich theile Ihnen mit Bereitwilligkeit die meinige über jeden Punkt mit, der Sie interessirt und über den Sie mich befragen, wenn Sie einen Wunsch äußern, erfülle ich ihn gewiß, wenn ich kann, dies ruhige, schöne, meinem Alter und Neigungen angemessne Verhältniß können wir ungestört so lange fortsetzen, als wir mit einander im Leben fortwandeln, es ist von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich begreife nicht, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich denn sicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, so ist unser Verhältniß so klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen

auch gar nicht zu denken, daß Sie darin bloß die Empfangende sind, ich habe es Ihnen oft gesagt, daß mir Ihre Aeußerungen, Ihre Briefe, Ihre Lebenserzählung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine besondre machen könnten, so haben Sie ja gesehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, so trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbittrung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen sagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm seyn könnte, bloß in dem Gefühl, daß nicht zwei Menschen ganz gleich denken können. Also auch so etwas, liebe Charlotte, müssen Sie nicht schwer aufnehmen. Es giebt schon sehr Vieles, was auch das glücklichste Leben schwer machen kann, daß man es nicht willkührlich vermehren muß. Willkührlich ist nun zwar eine solche Misstimmung nicht, aber man kann doch gegen sie arbeiten. Das erfordert freilich Selbstbeherrschung, aber darauf muß ich auch zurückkommen, daß die allen Menschen nöthig ist. So, liebe Charlotte, glaube ich mich so rein ausgesprochen zu haben, daß Ihnen wenigstens in mir nichts dunkel und räthselhaft bleiben kann. — Jetzt muß ich eine Stelle in Ihrem letzten Briefe berichtigen, wo Sie mich, liebe Charlotte, ganz misverstanden haben. Sie sagen ich meinte eine Frau solle überall und noch im Alter keinen Willen haben, der Mann Souverain seyn. Weder die Ausdrücke, noch die Idee sind je die meinigen gewesen. Es kann darin (einen gewissen Gehorsam in der Ehe abgerechnet, der seine eigenen Gesetze, aber auch seine Gränzen hat, ausgenommen) gar keinen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern geben. Nur würde ich auch keinen Unterschied zwischen jüngeren

und älteren Frauen machen. Denn ich weiß nicht, warum einer Frau von 20 Jahren, wo sie voll erwachsen ist, weniger Recht erwachsen sollte, als 20 Jahre später. Es ist um so weniger Gefahr den Frauen ihren Willen zu lassen, als sie viel sichrer durch Gefühle geleitet werden, als der Mann, und Ausdauer in ihren Empfindungen und Treue, wenn nur die Männer rechter Art sind, gar nicht seltne, sondern ganz allgemeine Erscheinungen unter ihnen sind. Das ist wenigstens meine Erfahrung an mir und andren, und ich habe mich wenigstens nie mit Recht über eine Frau zu beklagen gehabt. Jenes also ist gar nicht meine Meinung; denn erstlich kann es nicht heißen: keinen Willen haben, wo nur von Worten die Rede war, aber auch ohne darauf zu gehen, werden Sie immer finden, daß ich sagte, der Gehorsam, also die Willenlosigkeit müsse aus freiem Willen, aus Selbstbestimmung entstehen, und zugleich die Freiheit bleiben, damit wieder aufzuhören. Wo nun etwas aus freiem Entschluß entsteht und immer durch freien Entschluß wieder aufgehoben werden kann, da kann man nicht sagen, daß man keinen Willen hat. Allein auch dies drückte ich nie als eine allgemeine Nothwendigkeit aus, sondern nur so, daß es in Frauen die natürliche Folge zuneigungsvoller Hingebung gegen einen Mann seyn kann. Wenn Sie ferner sagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedarf, als mich, so ist das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie strenge ich mich untersuche, nicht tadeln, es ist vielmehr in mir Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens gewesen. Ich lebe nemlich in Gefühlen, Studien, Ideen, diese sind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes

bedarf, und sie sind auf unvergängliche Dinge gerichtet, sie lassen mich nicht sinken, wenn mir Erwartungen fehlschlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zustoßen, erlebt habe. Nur wenn man in diesem Sinne nichts bedarf, kann man möglichst frei von Egoismus seyn, denn da man für sich nichts fordert, kann man andren hülfreicher seyn. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil sie kein Bedürfniß ist, sondern eine reine und schöne Zugabe zum Daseyn. Alles was dem Bedürfniß ähnlich ist, hat die Eigenthümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehren muß. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verlust geliebter Personen wohl eher tiefer, als andre, wenn auch mit mehr Fassung und Ruhe. Nur gestehe ich Ihnen, setze ich nicht die Wehmuth dem Glück entgegen, sondern theile das Glück in wehmüthiges und heitres, und setze jenes nicht gegen dieses zurück. So ist meine Meinung über diese beiden Punkte, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im Ganzen durchgehen, werden Sie immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür daß einzelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich nicht einstehen, da man nicht jedesmal Alles genau begränzen kann, doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihnen das Wort »inconsequent« nicht sehr angenehm sey, so meinen Sie wohl die Sache, oder verstehen unter Consequenz eine pedantische, affectirte. Die wahre Consequenz billigen Sie gewiß, und halten darauf gewiß ebensoviel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wahr erkannter Grundsätze. — Es hat mich sehr gefreut, daß Sie mir in Ihrem

letzten Briefe gesagt haben, daß Sie an Ihrem Hause Reparaturen machen lassen. Es schien mir doch, nach dem, was sie mir früher darüber geschrieben hatten, von der Art, daß es einer schwächlichen Gesundheit leicht nachtheilig werden könnte. Lassen Sie Sich darum die Unbequemlichkeit und die Kosten nicht gereuen. — In Cassel war ich wirklich in unendlich langer Zeit nicht, in der That nicht seit meinen Universitätsjahren. Aber außer dem Vergnügen Sie zu sehen, zieht mich auch gar nichts dahin. Das kann ich freilich eigentlich von jeder Stadt und jedem Ort sagen. Reisen ohne ein bestimmtes Geschäft zu machen, liegt von meiner Lebensweise so fern, daß es nicht nur sehr auffallen würde, sondern daß es mir auch gewissermaßen unmöglich fällt, mich so von meinem gewöhnlichen Lebenskreis zu entfernen. Ich gehe nicht einmal von hier in die Stadt, liebe Charlotte. Sie werden mir, wie Sie sagen, am 19. schreiben. Thun Sie es nachher wieder am 1. August. Leben Sie herzlich wohl, rechnen Sie auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen, und verscheuchen Sie ja jede grundlose Besorgniß. Von Herzen Ihr Humboldt.

50*. Burgörner, den 18. August, 1825.

Ich bin seit einigen Tagen wieder hier, und habe mich schon sehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz, und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größeren Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin, und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege

dann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten, und soviel, als möglich bei Einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in Eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für Eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dies Grübeln über Eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht abläugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt Vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben, der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des Uebrigen entschädigt. Am nachtheiligsten empfinde ich diesen Hang, sich Einer Sache, die dann meistentheils eine innere Idee ist, hinzugeben, dann, wann ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz, als fast alles Uebrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr Vieles unbemerkt vorüber gehen lassen, was ich zu andrer Zeit mit Bedauern inne geworden seyn würde. Indeß

möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen, und ihn nicht bloß nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in die Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen da liegen haben. Der eine sieht, was dem andren entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich, finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht bloße Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrift, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leise Ahndung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegengeht. Darin liegt auch einer der höchsten Reize. Denn Alles, was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit versinnlicht, zieht den Menschen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er selbst das Geschöpf der Zeit ist, da seine Schicksale auf ihr, wie auf einem immer wogenden Meere schweben, da er nie weiß, ob er sich der Gegenwart sicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerische Zukunft seiner wartet. Das tiefere Eindringen in die Gegen-

stände, das man dem Hang zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindere Vortheil. Denn Sie könnten, liebe Charlotte, vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein solches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei ist der Gewinn, den der Geist in sich aus diesem Sammeln auf Einen Punkt, aus dieser Genügsamkeit mit wenigen Gegenständen, auf die er sich vereinzelt, zieht. Es entspringt nothwendig daraus eine größere geistige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe mit der man das umfaßt, mit dem man sich gleichsam allein in der Schöpfung fühlt. Dadurch wird auf den Charakter selbst gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, sondern dieser Hang aus dem Charakter selbst hervorgeht, dadurch entwickelt sich der Charakter und bildet sich zu einer höheren Würde und gehaltvolleren Schönheit aus. Denn es giebt nun Ideen, mit denen er gleichsam zusammengewachsen ist, die er nie aufgeben möchte, die ihn, wie beständige Leiter, Freunde, Tröster begleiten, und diese Ideen, die so zu ihm stehen, sind gerade immer die eigenthümlichsten, diejenigen, die ein Andrer oft gar nicht, oft erst nach Jahren, verstehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß sie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt wären, sondern nur darin, daß sie so unzertrennbar mit einem andren Individuum verbunden sind. In Ideen dieser Gattung würde ich nie von dem Allerkleinsten, ohne vollkommene Aenderung meiner früheren Ueberzeugung, zurückgehen, es kann nichts geben, was für dies Zurückgehn Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so

kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß seyn. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandesüberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüthe, das den Hang besitzt eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen ausschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher, und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiednen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in der gleichen Innerlichkeit mitten unter großen äußeren Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängiger. Ueberhaupt wird durch dieselbe das Bedürfniß, sich gerade mit einem äußeren Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, die die bloße innre Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben begleiten, sind auch natürlich zugleich dann die, welche am besten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch sie Werth hat, sie aber fest mit den tiefsten Kräften des Gemüths und der Seele vereinigt sind, so kann ich mir wenigstens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenste, was man besitzt, mit einem hinübergehen sollte. Es ist nur zu hoffen, und mit Vertrauen zu erwarten, daß sie heller, klarer und

in neuer und vielfacherer Anwendung den Geist umgeben werden. — Sie werden mir, liebe Charlotte, vermuthlich, wie ich es wünschte, vorgestern geschrieben haben, so daß Ihr Brief in wenigen Tagen hier seyn muß. Ich bitte Sie nunmehr, wieder den 6. September zu schreiben. Doch mache ich diese Bestimmung nur, weil Sie es wünschen, und es hängt also ganz von Ihnen, sie abzuändern, ab. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderten Gesinnungen der Ihrige H.

51.

. . . Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünsche. Gewiß habe ich nur diese wohlwollenden Gesinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechsel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Gesinnungen stets gleich geblieben zu seyn, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundsätze, nach denen ich handle, stammen weder aus Eigensinn, noch sind sie eben so wenig auf eigne Wünsche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feste Vertrauen, wie sonst bei Ihnen, zu diesen Ihnen mit liebevollem Antheil geweihten Gesinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich fest, liebste Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unsrem Verhältniß entstehen.

Daß Sie der Consequenz gram und feind sind, wenn sie nichts als Eigensinn ist, und nur diesen edleren Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es ist dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch

muß man nicht alles Eigensinn nennen, wovon man die Gründe nicht einsieht, oder was auf solchen Gründen beruht, für die man, wenn man sie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andren Seite und in einem andren Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Consequenz genannt werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte, und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts, als Rechthaberei, oder die Schwäche, nicht vor andren bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor andren einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein für allemal abgeschlossen zu seyn, und zu denken, daß das nun Alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer Alles aufs neue, und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei andren viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andren, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über Sich geführt worden sind, und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Inneren gerichtet haben. Sie

werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüths von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in ihn zu gießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich seyn; dann ändert man seinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

52. Burgörner, den 6. September, 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dienstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andren Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüth keinen oder wenigen Theil nimmt, ist es

nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnelleren oder langsameren Umlaufs des Bluts auf das Gemüth sagen, ist vollkommen wahr, und darf bei der Beurtheilung andrer nicht aus der Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdengeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er seyn möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtheilung seiner selbst, die immer stärker und strenger seyn muß, als die andrer, muß man jene ganz körperlichen Einflüsse völlig hinweglassen. Es sind zwei verschiedne Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verstand läßt sich der Streit beider nicht lösen. In der Welt der Erscheinungen sind alle Dinge dergestalt verkettet, daß man, wenn man alle Umstände bis auf die kleinsten und entferntesten immer genau wüßte, beweisen könnte, daß der Mensch in jedem Augenblick gezwungen war, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen, und sich von dieser ihn umstrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In diesem Gefühl seiner Freiheit liegt seine Menschenwürde. Es ist aber auch das, wodurch er gleichsam aus einer andren Welt in diese eintritt. Denn im Irdischen allein kann nichts frei, und im Ueberirdischen

nichts gebunden seyn. Der Widerstreit ist nur dadurch zu lösen, daß es eine Herrschaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange so leitet, daß sie den freien Beschlüssen des Willens entsprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem Sich zu erheitern, und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist dies freilich leichter zu sagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur Alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht, und vollständig auseinandersetzt, und Alles in sich zurückruft, worin man mit dem Geschick zufrieden seyn, oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen, und bloß in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung, und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht bloß, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal sehr gefährlich, krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Constitution habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hofnung hatten, sich je anders, als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd,

und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung, und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch immer mit allen Kräften entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotne Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon, selbst wenn es am längsten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigstens keinen Begriff im Voraus von der Art des Daseyns hat, so kurz, daß man nicht mit seinen Wünschen die Schranken noch näher rücken, sondern sich vielmehr, so gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich das seinige schaft, und man pflegt das so zu nehmen, daß er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht

bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß, wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hinein paßt, daß ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und seyn Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfter, als Sie es wohl denken. Der Ihrige H.

Wenn Sie mir den 20. hierher schreiben, trift mich Ihr Brief noch hier. Später in Berlin.

53*. Burgörner, den 26. September, 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. dieses Monats angefangenen, und am 6. geschlossenen Brief empfangen, und sage Ihnen meinen wärmsten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in diesem Briefe über wehmüthige Stimmung und innre Oede, Dürre und Freudenlosigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen, wie eine Kranke anzusehen und Nachsicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weise der Nachsicht bei mir, da mir gar nichts in diesem Ton misfällig ist, sondern es mich nur schmerzt, daß Sie durch eine solche Stimmung leiden. Entschuldigen Sie Sich also ja nicht deshalb. Ich wünschte, daß Sie heiter, wohl gestimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären, und den letzten Theil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schicksale das Gemüth gleichsam einschüchtern und herabstimmen können, und wenn einmal es so in Ihnen ist,

so ist mir das Vertrauen theuer, mit dem Sie Sich mir so zeigen, wie Sie jedesmal sind. Ich glaube allerdings, daß der Mensch viel thun kann, um solche Stimmungen abzuwehren, oder wenn sie sich einstellen, sie in heitrere umzuwandeln. Aber ich bescheide mich gern, daß was einem unter gewissen Umständen möglich, und selbst nicht ungemein schwer ist, von andren und unter verschiedenen Umständen kaum geleistet werden kann. So kann von Misfallen nie die Rede seyn, sondern nur von aufrichtigem Antheil an diesem Zustande. Ich bin indeß in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, sondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, so achten Sie in solcher Zeit nur wenig auf sich und Ihr Innres, und suchen Sie Sich mehr äußerlich zu beschäftigen. Ich meine damit nicht sowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andre selbstgewählte eigne Beschäftigung, auch mit Lesen und Schreiben, und übergeben Sie das Uebrige der Zeit. Sie bemerken selbst sehr richtig, daß diese das beste und wirksamste Mittel gegen solche Stimmungen ist. Ich begreife übrigens sehr gut, von welchem Zustande eigentlich Sie sprechen. Sie bezeichnen ihn, so wie Sie Sich überhaupt immer sehr treffend ausdrücken, ganz richtig durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterscheidet sich diese ganz und gar von einem einzelnen Kummer, selbst von dem Schmerz mit einer allgemeinen unglücklichen Lage. Diese greifen das Gemüth allerdings heftiger an, und zerstören es mehr, aber sie bringen auch eine große gegen sie ankämpfende Kraft in Aufregung, dieser Kampf hebt die Seele, indem er sie betrübt, und die Entscheidung ist kurz und lebendig. Die unfruchtbare

Stimmung hingegen müßte etwas finden, was sie von außen höbe, und in Bewegung und Thätigkeit setzte, und dies findet sich um so schwerer, als diese öde Stimmung ihm selbst den Eingang wehrt. Indeß giebt es zwei Gegenstände, welche doch auch in solchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden, die Freude an der Natur und die Beschäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, so wie Sie schon in Ihrem Briefe sagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelassen habe. Einzelne, bestimmte Ideen verstehe ich darunter gar nicht, sondern die Beschäftigung mit innerem tieferem Nachdenken selbst. Dies Nachdenken kann von Allem ausgehen, und sich an Alles heften, nur sein Ziel, der Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, ist immer nur Eins und dasselbe, nämlich das menschliche Schicksal im Ganzen, und seine Lösung in dem Augenblicke, wo alles Irdische zurücktritt und seinen Werth verliert, und nur das rein Geistige übrigbleibt, dasjenige was man nur insofern noch menschlich nennen kann, als der Mensch auch zu dem Höchsten bestimmt ist. Bei Privatereignissen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unsren Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit folgt der Geist immer gern den oft verwickelten Ursachen nach, erforscht die schon sichtbaren, oder noch zu erwartenden Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wieviel nun zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagschale davon noch Werth haben, und welcher dies seyn wird. Wenn ich also von Beschäftigung mit Ideen, Vertiefung in sie, Richten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nichts Einzelnes, aber das Be-

schäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das tiefe Prüfen seiner selbst und andrer, und das Sammlen aller Gedanken auf das, was allein seine Vortreflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was, nach richtigem Maßstab erwogen, allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe. Gelehrte Betrachtungen oder auch nur wissenschaftliche begreife ich eigentlich darunter nicht. Diese können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken sammeln und zubereiten, sie können dasselbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eignen, in sich selbst gesammelten Gemüthskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menschlichen Schicksals, an die es Alles anknüpft, doch von jedem Menschen aufgenommen werden müssen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Ungebildeten, wie dem Gebildeten vorhanden sind, nur in verschiedenen Graden der Klarheit und Bestimmtheit, und da sich diesem Nachdenken zu widmen, nicht sowohl tiefe Verstandeskräfte fordert, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußres Glück, und durch Selbstbeherrschung starkes und geläutertes Gemüth fordert. Ueberhaupt aber hat die Beschäftigung der Verstandeskräfte auf den inneren Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerstreut die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt, und hebt den Geist allmählich zu einer

kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verstimmt bin (was freilich kaum dreimal im Jahre der Fall seyn mag) oder wenn ich krank bin, heilt mich von beidem immer am sichersten eine den Kopf einseitig anstrengende, anhaltende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenlosigkeit nennen, verstehen Sie, glaube ich, nicht den Zustand, wo sich keine Freude im Leben einfindet, sondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr, oder weniger empfänglich ist. Sie fragen mich: ob ich je einen solchen Zustand gekannt habe? Er ist mir mein ganzes Leben hindurch fremd gewesen. Menschen, die in einer gewissen leichten Befriedigung aller Wünsche leben, wie es mir selbst meistentheils ergangen ist, pflegen leicht den Sinn für Freude und Genuß zu verlieren, und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch mir in meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hintereinander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigenthümlicher. — Ich hoffe in diesen Tagen einen Brief von Ihnen zu bekommen, lasse doch aber diesen immer abgehen. Ich bitte Sie, mir am 4. October zu schreiben, aber Ihre Briefe nun wieder nach Berlin zu addressiren. Um Ihre Lebenserzählung ersuche ich Sie, wann Sie glauben einen Abschnitt machen zu können. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

54. Burgörner, Ende September 1825.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen seyn konnte. Ich schreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es gleich nur wenig heute seyn kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimüthig sagen, wie es in Ihnen ist. Ja, liebe Charlotte, ich habe seit mehreren Wochen Alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falsches Urtheil von mir, daß ich meinte, in einem so tiefen Gemüth, als das Ihrige, würde sich das in sich verlieren. Sie legen mir Alles, was in dieser letzten Zeit Sie so wehmüthig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das schmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir die kleine Freude, die ich wünschte, nicht zurückgeben konnten, für tausend Freuden, die Sie empfingen, wie Sie Sich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, daß Sie Sich selbst der höheren Bildung beraubten, der Sie theilhaftig geworden seyn würden, hätten Sie Sich meiner Leitung unbedingt überlassen können; Sie führen, ohne Sich im geringsten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hinderniß eine schmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerstörten Nervensystems an; endlich lassen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahndete, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und spätere Eingehen auf meine Wünsche nicht haben aufgeben wollen, aber doch auch nicht haben versprechen können. Durch das alles sey die tief wehmüthige Stimmung entstanden, die sich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle diese Empfindungen seit mehreren

Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf sagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundne, wahre Achtung ist dadurch noch erhöhet. Es sind die natürlichen Regungen in einer edlen weiblichen Seele, sie sind Ihrer werth, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich werth halten, mir so ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuschließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals gesagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert ist, alle Ihnen zugewendet sind in liebevoller Theilnahme, in Rath und That, so wie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauensvolles Herz aufnehmen wollten. Ihre frühere, schöne, heitre Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beistand leisten, wie bisher, aber Sie müssen auch das Ihrige thun, vor allem Sich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie Sich hingegeben haben, mit Ihrem sonst so gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt ist, nicht nur seine Handlungen, sondern auch seine Empfindungen vor einem höheren, unsichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rath, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl, und verzeihen Sie meine Kürze, ich bin im Begriff von hier abzureisen. Ihren nächsten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die sehr ansprechend ist, und die Sie eine Hypothese nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wissen, wie gern ich mich mit Ideen beschäftige, und wie mich

die Ihrigen interessiren. Ich bitte Sie, setzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich auseinander, auf ein besondres Blatt, und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen schon oft sagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufsteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich werth eines Vertrauens, das ich sehr dankbar erkenne, und als eine hohe Gabe empfange.

55*. Tegel, den 17. October, 1825.

Ich bin seit den ersten Tagen des Octobers hierher zurückgekommen, und habe Ihren Brief vom 1., der aber erst am 4. geschlossen war, bald nach meiner Rückkunft bekommen. Früher schon, und noch in Burgörner hatte ich den am 20. September geschlossenen empfangen. Ich danke Ihnen recht sehr für beide. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß es besser mit Ihrer Gesundheit geht, und ich hoffe, daß es von Dauer seyn wird, da Sie auch, was ich ungemein billige, in Ihrer Lebensweise selbst mehr, als bisher, dafür sorgen, und sich zum Beispiel zum Spatzierengehen entschlossen haben. Es ist gewiß sehr gut, daß Sie darin, liebe Charlotte, dem Rath des Arztes folgen. Thun Sie es, wo es angeht, und Ihnen nicht zu sehr zuwider ist, auch in andren Stücken. Wenn Sie, wie ich nun die gewisse Hoffnung nähre, nicht mehr körperlich leiden, so wird auch die Verstimmung, über die Sie seit einiger Zeit klagen, nach und nach und bald verschwinden. Es ist doch eigentlich gar kein hinreichend bestimmter Grund dazu da, und ich glaube, da Sie ja gern von mir einen Rath annehmen, daß Sie von dieser Verstimmung am ehesten sich befreien

werden, wenn Sie, soviel Sie können, sie gleichsam nicht achten, Ihr Gemüth davon abziehen, und nicht daran denken, sie zerstreuen zu wollen. Sich mit einem solchen Zustande anders zu beschäftigen, als ihn durch ernste Willensstärke zu unterdrücken, thut gewiß nicht gut, und eben darum will auch ich jetzt davon abbrechen. Nur Eins muß ich noch bemerken. Sie sagen in Ihrem Briefe: es ist gewiß, daß unser Gemüth erkrankt seyn kann, sowohl als unser Körper. Das kann ich, meiner Ueberzeugung nach, nicht zugeben. Das Gemüth ist doch die Seele, und die Seele ist so verschieden vom Körper, daß nichts, was in diesem vorgeht, auf sie paßt. Die Krankheit des Körpers ist leider oft von der Art, daß keine menschliche Hülfe sie heilen kann. Das aber, was man Krankheit des Gemüths, obgleich der Ausdruck immer unpassend ist, nennen könnte, kann, solange man nur seines Gemüths mächtig ist, durch ernste und angestrengte Selbstbehandlung immer geheilt werden, da ja Gott dem Menschen darum den freien Willen gegeben hat, um in sich aufzunehmen, und aus sich auszuscheiden, was die besonnene Vernunft dazu angemessen hält. — Haben Sie in den letzten September und ersten Octobertagen wohl die Schönheit des östlichen Sternenhimmels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen überaus nahe beisammen. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr des Morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden, und wir haben lange am Fenster verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend her sehr viel auf die Sterne und das

Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meisten, so auch diese meiner Neigungen mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahrszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst. Ich kann nicht sagen, daß an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raums, den sie einnehmen, in Entzücken setzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit, und der Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewiß nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, daß sie so außer und über allem Irdischen sind, das Gefühl, daß alles Irdische davor so verschwindet, daß der einzelne Mensch gegen diese in dem Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, daß seine Schicksale, sein Genießen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Werth setzt, wie nichts, gegen diese Größen verschwinden, dann daß diese Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß sie alles gesehen haben vom Anbeginn an, und alles sehen werden, darin verlier' ich mich immer in stillem Vergnügen beim Anblick des gestirnten Himmels. Aber auch seine bloße Erscheinung, der einfache Glanz, entzückt, wie eins der wundervollsten Schauspiele der Natur. — Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner gewesen bin? In Burgörner waren wir nach und nach in

diesem Sommer mit allen unsren Kindern und noch andren entfernten Verwandten, so daß im ziemlich großen Hause kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schlesien kam aber erst später, und mein jüngster Sohn hatte uns früher verlassen. Ich für meine Person bin aber nicht immer in Burgörner gewesen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegengereist, sie abzuholen, und dann habe ich auf zwei andren Gütern meiner Frau einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einsamkeit, genieße. Ich wünsche mich nie aus dem ersteren in die letztere, aber bin ich allein, so füllt sich meine Zeit und mein Seyn auch gehörig durch mich selbst aus. Indeß kann man nicht leicht einfacher glücklich und heitrer in seiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden sind, und ich mit allen. Es ist nie eine Uneinigkeit, nie eine Verstimmung, und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher ist von diesem Leben auch wenig zu sagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten ist. Von Krankheiten sind wir Gottlob! ziemlich frei geblieben. Meine Frau, die zu Zeiten viel zu leiden pflegt, aber bei großer Geistesstärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, ist seit einiger Zeit viel besser, und viel kräftiger in der That und im Aussehen gewesen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern herbegleitet, aber mein ältester Sohn ist mit seiner Frau nach Schlesien zurückgegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurückkehrt. So ist das Aeußere meines Lebens gewesen, und so ist es, es ist nie meine Art gewesen, in Briefen davon gern zu sprechen, und daher hatte ich auch vergessen

Ihnen zu sagen, ob ich allein gereist sey, oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereignisse und Begebenheiten scheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen interessant, die sie hervorbringen. Auch im Gespräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andre betrift, herum, ohne es mitzutheilen. Es hat mir immer eine gewisse Ideenarmuth geschienen, wenn man schriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ichs an andren nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung gewesen, daß es zur Freundschaft gehört, sich mitzutheilen, was einem Frohes und Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundschaft heißen und sogar seyn, aber es giebt wenigstens Gottlob! eine höhere, auf Reinerem und Höherem beruhende Freundschaft, die dessen nicht bedarf, und weil sie mit etwas Edlerem beschäftigt ist, darauf nicht kommt. — Sie wünschten, liebe Charlotte, einige Gewächse aus Burgörner, aber es thut mir leid, daß ich schwerlich glaube, daß das gut gehen wird. Ich habe erstlich in Burgörner keinen Gärtner, ja keinen Garten, nur einige Gänge über Wiesen und durch Hölzer mit ganz ordinairen Pflanzungen. Nun könnte ich mit der Sendung zwar den Prediger beauftragen, aber da Alles, was bei mir wächst, vom Gewöhnlichsten ist, das man überall findet, so würde es mehr auffallen, als man leicht erklären könnte, wenn man davon etwas mit Sorgfalt bis Cassel schickte. Das finden Sie gewiß selbst. Auch hier ist kein Gärtner eigentlich, nur ein verständiger Arbeiter, die wahre Aufsicht führe ich, aber auch viel mehr meine Frau. Dagegen trift es sich gerade, daß ich Ihnen bald werde

etwas schicken können, was ich Ihnen schon längst bestimmte, nemlich einen Kupferstich vom hiesigen Hause nebst einem Grundriß, so daß Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz, wo ich doch am meisten bin, erhalten. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemeineren architektonischen Werke und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden, und wenn Sie also eine Rolle mit solchen Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. — Ich bitte Sie, mir den 25. dieses Monats zu schreiben. Leben Sie recht wohl, und zählen Sie mit Gewißheit, liebe Charlotte, auf meine herzliche und unveränderte Theilnahme. Der Ihrige, Humboldt.

Das Heft Ihrer Lebenserzählung erbitte ich mir, wenn es fertig seyn wird.

55a.

Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch, und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältniß unsrer dauerhaften Freundschaft knüpfen sich so manche schöne, und wenn man sie weiter verfolgt, höhere, und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, daß Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet, und zart gesondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte sogar sagen Unendlichkeit, auf der andren Seite von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung

des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfassung eines höheren Guts, in Wegweisung kleinlicher, engherziger Beschränkung. Denn gerade diese Engherzigkeit, der man so oft begegnet, und worin sich der, der sie nährt, meist gefällt, beweist die sinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um sich dahinter zu verstecken. Die wahre Liebe, die ihrer höheren Abstammung treu bleibt und gewiß ist, erwärmt gleich der Sonne, so weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend Alles in ihrem lauteren Glanz. Endlich erhebt eine solche Erscheinung die Seele in Hofnung und Glauben. Begleiten uns schon hier in unsrer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, besitzen wir schon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinüber gehen, die wir nicht zurücklassen werden, wie sollte uns nicht die Hofnung beseelen und erheben, daß wir im Ueberirdischen in höherer Klarheit wiederfinden, was uns schon hier beseligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch fest auf die gleiche und unwandelbare Gesinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.

56*. Berlin, den 30. October, 1825.

Ich schreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, liebe Charlotte, um die Kupferstiche von Tegel nicht ohne alle Begleitung abgehen zu lassen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief vom 25. dieses Monats. Was die einzelnen Zimmer, ihrer Bestimmung nach, sind, steht zum Theil auf dem Plan. In dem Zimmer, das Bibliothek bezeichnet ist, und dem Kabinett nach dem Garten zu daneben wohne ich. Sonst sind im *rez de*

chaussée nur Leutestuben. In dem Stockwerk eine Treppe hoch ist, was auch bezeichnet ist, über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses in dem Zimmer mit dem runden Ausbau nach dem Hofe zu ist unser Schlafzimmer. Die übrigen Zimmer dieses Stocks bewohnt meine Frau mit meiner unverheiratheten Tochter, und zugleich sind diese Zimmer die Gesellschaftszimmer. Im Stockwerk zwei Treppen hoch wohnen meine Kinder, und sind mehr bei mir, als da Platz haben, so räumen wir ihnen Zimmer im Stockwerk darunter ein. — Ich bitte Sie mir am 15. November zu schreiben. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Theilnahme Ihr H.

57*. Berlin, den 8. November, 1825.

Ich denke Ihnen, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Briefe den Empfang des Ihrigen vom 25. October angezeigt, und Ihnen dafür gedankt zu haben. Seitdem habe ich Ihnen die Kupferstiche von Tegel geschickt, und gestern habe ich Ihren Brief vom 1. November mit dem sechsten Heft Ihrer Lebenserzählung erhalten. Es hat mir lebhafte Freude gemacht, daß Sie diese Arbeit fortgesetzt haben, und ich danke Ihnen recht sehr dafür. Ich habe bis jetzt nur den Brief gelesen, welcher das Heft Ihrer Lebenserzählung begleitete, an dieses bin ich noch nicht gekommen, und kann Ihnen also heute noch nichts darüber sagen. Ich hoffe gewiß, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben werden. Sie sind so genau, daß sie ein sehr deutliches und bestimmtes Bild des Hauses geben müssen, wenn man sie genau durchgeht. Ich habe den Ort sehr gern, bin aber doch im Grunde

nicht viel da. In diesem ganzen Jahre verlebte ich kaum über vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe in der Stadt zu seyn, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann sehr zusagen würde. Im Sommer nöthigen mich, oder veranlassen mich wenigstens die Angelegenheiten der andren Güter, auch diese zu besuchen. So kommt man, bei aller anscheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das Liebste wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptsächlichste die Bildsäulen sind, theils antike in Marmor, theils Gypse von Antiken, die in den Zimmern stehen, und die ich also immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzähligemale man sie sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck am lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die antiken sind, so viel mehr, und so viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besondre Kenntniß zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise, und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehn, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an

sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Göthe so schön von den Sternen sagt: die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts. Sie werden auf der Zeichnung des Flures des Hauses einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren die sich erhalten haben, und es giebt nicht leicht eine andre Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht errathen haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagte, es sey derselbe Brunnen, in dem der heilige Papst Calixtus den Märtirertod gelitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indeß wollte das Kloster diesen Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn. Es kostete anfangs Schwierigkeit die Erlaubniß zu erhalten, ihn aus Rom herauszuführen. Aber der Papst, der vorige, war mir sehr gewogen, und gab mir die Erlaubniß. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptsächlichsten Kunstwerke enthält, stehen drei sehr schöne Säulen von

äußerst seltnem Marmor, und ein Medusenhaupt von Porphyr, die mir der Papst geschenkt hat. Die zierlichste unsrer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, steht in einer Niche im Salon dicht am Antikensaal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, diese *details,* weil sie Ihnen einen Begriff von dem Innern des Hauses geben werden. Gemälde sind gar nicht im Hause, wir haben die, welche wir besitzen, hier in Berlin. — Ich habe mich unendlich gefreut, aus Ihrem letzten Briefe zu sehen, daß Sie wieder heitrer, ruhiger und vertrauender gestimmt sind. Ich hoffte immer, daß es so kommen würde, freue mich aber doppelt, daß ich mich nicht geirr habe. Erhalten Sie Sich nun, liebe Charlotte, in dieser Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken mehr Raum. Ich fühle sehr wohl, daß allerdings Ihre Lage Ihnen vieles zu wünschen übrig läßt, aber außer dem daß Sie eine schöne und seltene Genügsamkeit besitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage selbst Eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl, und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können sich nemlich sagen, daß Alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk ist, daß Sie Sich durch Sich selbst ein unabhängiges und soweit menschliche Voraussicht reicht, gesichertes Daseyn geschaffen haben. Die Charakterseiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die Thätigkeit, die im Aeußeren hinzukommen mußten, gewähren, wie Sie auch gewiß fühlen, einen Lohn in sich, ganz abgesondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Ich lobe und billige es sehr, daß Sie Sich eine Einrichtung gemacht haben, bei der ein bedeutender Theil Ihrer Arbeit außer dem

Hause gemacht wird. Sie gewinnen dadurch mehr Ruhe, und dies scheint mir sehr viel werth, da die beständige Nähe einer fremden Person, wenn sie einem auch gar nicht zuwider wäre, doch sehr störend ist. Sie fragen mich, liebe Charlotte, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rath zu geben. Ich lese schon an sich wenig Deutsch und unter diesem meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch nicht für Sie seyn würden. Ich bin also darin ein schlechter Rathgeber. Einige der Romane von Walter Scott aber habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich kann Ihnen vor allen den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Robin den Rothen empfehlen. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charaktere in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse anschließen und eine in großes Detail eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Auch Quintin Durward, und Ivanhoe sind aber zu empfehlen. Geschichtbücher würde ich immer als Lecture vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigne Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessirt nun einen mehr das Entferntere, andere mehr das Nahe. Wenn Ihnen das Letzte das liebste wäre, und Sie solche Bücher durch

Bekannte oder Leihbibliotheken bekommen könnten, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Mémoiren in Frankreich theils über die Kriege, theils über die Königsfamilie Frankreichs erschienen. Ich habe äußerst wenig davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. Ich bitte Sie, mir den 6. December zu schreiben, und wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichen und immer gleichen Gesinnungen. Ihr Humboldt.

58. Berlin, den 1. December, 1825.

In der Zwischenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht schrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebst Ihrem Brief empfangen und gelesen, und danke Ihnen für beides, besonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichste. Es hat mir dasselbe Vergnügen gewährt, als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieser in mir erneuert. Es ist gerade die interessanteste Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in diesem Hefte schildern, und darum ist das Interesse, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem ist, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachsen eines menschlichen Wesens, die innere, sich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigenthümlichkeit, ihr Durchlaufen verschiedner Stufen, die alle an einander gereiht sind, und eine zur andren führen, dies Alles ist selbst eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufassen und zu würdigen versteht, eine größere und interessantere, als irgend ein Wechsel äußerer Umstände, den man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch

am Ende nur, als ein äußerer Anstoß wirkt. Diese innere Begebenheit nun, denn so kann man es nennen, ist auch in diesem Heft einfach und natürlich dargestellt, und so, daß man zugleich sieht, daß sie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt ist. Dabei sieht man Sie Sich doch immer auch in Ihren damaligen Umgebungen bewegen, lernt die Personen kennen, die mit Ihnen in Verbindung standen, und hat also ein anschauliches Bild interessanter menschlicher Eigenthümlichkeiten in einer nun schon lange vergangnen Zeit. Wenn dieses Bild schon von ganz fremden und unbekannten Menschen Interesse erwecken würde, so gesellt sich zwischen Ihnen und mir freundschaftlicher Antheil dazu, und so werden Sie mir, wie ich Ihnen oft sagte, durch die Fortsetzung dieser Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette Lotheisen ist Ihnen sehr gelungen, und Alles, was sich um sie, ihr geheimes Verhältniß, und ihr sichtbares Leben dreht, erhöht um so mehr das Interesse dieses Heftes, als Sie damals einen so innigen Antheil an ihr nahmen, und daher sie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es ist aber sehr hübsch, daß dies nicht sowohl ein Einfluß der Art, wie die Freundin selbst von Natur seyn mochte, und sich im Leben gestaltet hatte, sondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eignen Empfindungen für die Freundin auf Sie selbst ist. Jene war dazu nur die Veranlassung. Sie haben sehr recht Sich zu wundern, daß bei so großer Verschiedenheit eine solche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen beiden herrschen konnte. Allein es ist auch sichtbar, daß das, was Sie an die

Freundin band, und ihre Gegenwart Ihnen zu einem so hohen Genuß steigerte, einestheils der romantische Eindruck der geheimnißvollen Leidenschaft derselben, und Ihr Bestreben, diese zu schützen, andererntheils das Bild war, was die äußere Erscheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geistes und des Gefühls aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirklich wahres Gefühl weiblicher Liebe in Ihnen war. Die Sehnsucht nach dieser Empfindung steigt in der Jugend in beiden Geschlechtern, in dem einen so, im andren anders, dunkel und unverstanden auf, und wenn das Schicksal es nicht so fügt, daß sie gerade den Gegenstand trift, der ihr angemessen ist, so geht sie in andre verwandte Gefühle über, und leiht aber dann diesen mehr ihre Farbe, als daß sie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größeste Lebensglück in Freundschaft und in dem Besitz einer Freundin ahndeten und ersehnten, daß dies aufs höchste gesteigert war durch das frühe Lesen der übrigens ganz von Ihnen unverstandnen Clarisse, so trugen Sie ein solches Ideal in der Seele, und Ihre Freundin Henriette war die Form, worein Sie es übertrugen. Eigentliche Freundschaft konnte unter Ihnen beiden nicht leicht Statt finden. Sie erfordert wirkliche Uebereinstimmung in den Hauptcharakterseiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eignen Erzählung unter Ihnen war, große Verschiedenheiten der Art die Dinge anzusehn und zu empfinden vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten, oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter

Personen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfniß fühlen, sich der andren, als der höheren, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht sowohl den Eindruck von dem Gegenstande, als sie den letzteren vielmehr selbst in den Glanz kleidet, der ihr angemessen ist. Was Sie in den Zügen der Freundin, in ihrem Wesen sahen, lag wohl in den ersten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt, und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigenthümlichkeit, geliebte Personen gern schlafen zu sehen, hat etwas überaus Ansprechendes. Aber der Schlaf ist auch charakteristisch. Wie reizend in holder Unschuld sind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend ist der Schlaf, und der Ausdruck des Gesichts eines nicht schuldlosen Gewissens!

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem liebevollsten Antheil Ihr H.

59. Berlin, den 25. December, 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andren vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner, als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes,

seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größestes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eignen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin gethan, als ich mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende Gesundheit sich stärken, und Ihre innere heitre Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Theilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Werth legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rath und That nützlich seyn, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie Sich mit mehr Vertrauen noch, als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in Allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht bloß als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdauere. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe, und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindungen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinüber nehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer inneren Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu Theil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz

frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Theil.

Für diese Jahrszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie Sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfniß im Höheren zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird sich auch nach und nach das Uebrige daran reihen . . .

Sie sagen mir, daß Sie über manche Ihnen sehr wichtige Wahrheiten und Meinungen meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt . . .

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und seyn Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige H.

60. Berlin, den 14. Februar, 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondre Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht

lebhaft empfundner. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Werth lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht bloß eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitre Ruhe allem andren vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nemlich die innere Harmonie, die die nothwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es seyn möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursachen, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühls in Schwanken geräth, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß seyn mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höchsten Bestimmung, nach und nach, und so viel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüths stammt, und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurtheilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens seyn, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft

des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht mislungen ist. Wie dem aber sey, so halte ich die Ruhe, und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender, als eine bewegtere, welcher Art sie sey, und da ich den innigsten Antheil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indeß. Jedoch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen, und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, Sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genauer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurückgegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen, und in meinem früheren Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug, um keines andren zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben die Stärke der Theilnahme und die Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöht werden mußte, durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres, und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das aufrichtigste und lebhafteste für die Art dankbar gewesen,

mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen, und von jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr Vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge misbilligt, leicht tragen, und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'sche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Cur ist, wie man versichert, und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute giebt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Cur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie Sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeit lang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich bin überzeugt, daß diese Curart ungemein wirksam ist, und habe auch hier mehrere Beispiele erzählen hören, wo sie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt sich darum doch nicht sagen, daß sie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund ist. Ob ich indeß gleich diesen Aberglauben nicht habe, ist er sehr alt, und wohl unter den meisten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahndung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohl bekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Diesem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preisen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte selbst thut, ist wohl überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen, oder von solcher Scheu sich zu überheben durchdrungnen Gemüthern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht laut werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sey, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf andre hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sey dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch ist das Anpreisen auch, als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des »Unberufen« herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das Alles über den Haufen. Wer sein oder andrer Glück, aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen

den Ursprung desselben rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig, und setzt sich dadurch, wenn dies nicht sonst in unerforschlichen Planen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung, fremdes Glück ohne Neid zu preisen, und sich des eignen, als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen lassen; da ich diesen aber erst in drei Tagen erhalten kann, so denke ich mir, daß es Ihnen lieber ist, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieser ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geschäft sagen. Sie wissen, wie ich an Allem Theil nehme, was Sie betrift, also auch daran aufrichtig und herzlich, und ich wünsche, daß es recht im Detail sey. Ich bitte Sie, mir zunächst den 28. Februar zu schreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige

H.

61. Berlin, den 13. März, 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. des vorigen Monats zur Beantwortung vor mir liegen, und danke Ihnen recht herzlich für beide. Sie können Sich kaum vorstellen, wieviel Freude mir der ruhige und vertrauensvolle Ton macht, der in beiden herrscht, und der ein treuer Ausdruck Ihrer Gesinnung und Seelenstimmung ist. Es hat mich auch sehr gefreut zu sehen, daß es doch mit Ihrer Gesundheit leidlich zu gehen scheint. Es ist sehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vaux'sche Cur zum zweitenmal nicht nur möglich, sondern ausführbar geworden ist. Ich

weiß Personen, denen das warme Wasser so viel Erbrechen verursacht hat, daß sie das Trinken haben aufgeben müssen. Andren hat es das Blut so zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten gewesen ist. Doch kenne ich auch hier Beispiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beschwerde das Trinken haben, wie Sie, durchsetzen können, und die dann ganz geheilt worden sind. Ich habe übrigens keinen besondren Grund, nach dem Gebrauch, den Sie von dieser Cur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu schreiben, weil mich Alles interessirt, was Sie und Ihre Gesundheit betrift, und weil auch diese Heilmethode meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da sie so vielseitig besprochen worden ist, und ich gleich eifrige Anhänger und Widersacher derselben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige vollständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichteren Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt, und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Functionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält, und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur Ein Uebermaß bisweilen ein, vor dem Sie Sich aber auch hüten müssen,

das nemlich der Arbeit. Ich habe aber mit der lebhaftesten Freude gesehen, daß Sie Sich doch mehr Hülfe und eigne Ruhe zu verschaffen suchen. Sie haben aber ganz Recht zu sagen, daß aüch die Arbeit, die Sie Sich vorbehalten haben, noch immer zu anstrengend für einzelne Kräfte ist, und wenn Sie durch dieselbe, so wie Sie mir sagen, genöthigt sind, bis tief in die Nacht, bis 1—2 Uhr zu arbeiten, und doch um 6 Uhr Morgens wieder auf zu seyn, so ist sie gewiß zu anstrengend. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr Nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch Morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe, und besorge meine Geschäfte. Eigentliche wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistentheils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung, die Sie mir von Ihrer schönen, und unter den Verhältnissen, die eine entschiedne Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit, und dem Ertrag derselben machen, hat mich mit dem größesten Interesse erfüllt. Es ist wirklich bewundernswürdig zu sehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Uebersicht zusammengestellt haben, vom Jahre 1820—25, also in 6 Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht ist. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, sondern auch Ihrem Talent und Geschmack die größeste Ehre. Das, was Sie aber jetzt erstreben müssen, ist, daß Sie selbst nicht mehr mit zu arbeiten brauchen, sondern sich auf die Anord-

nung und Aufsicht beschränken können, sonst laufen Sie doch Gefahr, an Gesundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht sehr, diesen Punkt zum Hauptgegenstand Ihres aufmerksamen Nachdenkens zu machen.

Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen misfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Misverstehen, das wir beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach Ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen seyn, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Theilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe es aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie Sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen. Das thut mir leid, ob ich gleich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich, meinen Antheil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen können Sie rechnen, und sicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenschaftliches, was immer unsicher ist, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, so bleibe ich. Auch sehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der ist, mir vielleicht in Ihren Aeußerungen misfällig gewesen zu seyn. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigsten Teilnahme zugewen-

deten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, so lassen Sie diese Sache ruhen, und erwähnen derselben nicht wieder. Sie können mir auch offen Alles sagen, ich nehme am Kleinsten wie am Größesten Theil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Theilnahme in allen Dingen rathen, sie mit Ihnen prüfen, und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlseyn nach meinen Kräften befördern. In unsrem Briefwechsel thue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickele und ausspreche, ob beide übereinstimmen, oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug eines Briefwechsels, der keinen äußeren Gegenstand betrift, sondern nur Mittheilung von Gedanken und inneren Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer Recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen; vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. So, liebe Charlotte, sehen Sie mein Verhältniß zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungestörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir selbst fühle, dem höheren so wohlthätig ist.

Ich muß in Geschäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schlesien reisen. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu schreiben, unter der gewöhnlichen Addresse: nach Ottmachau bei Neiße in Oberschlesien, abzugeben an Herrn Amtsrath Menzel. Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und glauben Sie, daß niemand so oft und so gern an Sie denkt, als ich, niemand so herzlichen Theil an Ihnen nimmt,

und niemand so unveränderlich in diesen Gesinnungen ist, als ich. Ihr H.

62. Ottmachau, den 10. April, 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß schon lange gelegen hat. Denn ob ich gleich den 29. März aus Berlin abgereist bin, so habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehreren Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandtin, die noch eine Gespielin meiner Kindheit ist, und als Wittwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheirathet ist, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es ist ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin sehr angenehm dort gewesen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend sagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch so schön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr schon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thal, wo das Schloß meiner Verwandtin liegt, langsam hinauf fuhr, sah man die Stralen der Sonne immer heller, bis sie endlich ganz da stand, und die sehr schöne Gegend so überglänzte, daß man die Ränder der fernsten Bergspitzen sah. Allein heute Abend ist alles bewölkt; eine so große Wärme kann sich in dieser Jahrszeit nicht halten. Ich bin diesen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchst selten, kaum ein Paar Tage auf dem Lande gewesen, und so ist es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einsamkeit zu seyn. Denn ich habe niemand von meiner Familie mitgenommen, und wohne mit einem Bedienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es

ist eine Grabesruhe. Mir misfällt diese indeß niemals, vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und Empfindungen zu, und ich bleibe dann noch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Orts noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut, und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen seyn, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich seyn muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vortheile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder andres anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse, als andre, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eignen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten, Alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutenderen Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist, und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit

Menschen aller Stände gemischt hat, und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie sagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichsam Alles billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach ist das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewiesen, wo ich ganz verschiedner Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Ansichten und Ideen prüfe. Oefter freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch selbst, und gänzlich nach eigner Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinstimme, und dann sage ich es allerdings gern, und erwähne der Uebereinstimmung besonders, weil ich mir nicht nur denke, sondern es auch weiß, daß sie Ihnen Freude macht. So ist es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünsche betrift. Die Form ist wenigstens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Absichtlichkeit, aber der Wunsch kleidet sich in Bitte, und der Widerspruch, wo er eintritt, schleift wenigstens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles ist natürlich in einem Verhältniß, dessen Grundlage Gleichheit der Persönlichkeit ist. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den ich, liebste Charlotte, an Ihnen und Ihren Schicksalen nehme, bürgt schon dafür, daß diese Herzlichkeit sich auch im Ausdruck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, welche eine gewisse Höflichkeit allerdings mit sich führt. Diese Kälte ist mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz und absolut gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verstatte ihr nur in Geschäften

und im alltäglichsten Gesellschaftsleben Raum. Außer diesen Sphären, die es außerdem gut ist, so fern es immer gehen mag, zu halten, dulde ich diese Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden ist, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die gerade dem Vertrauensvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter, als andre. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauensvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Addresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige H.

63*. Glogau, den 9. Mai, 1826.

Meine Reise, liebe Charlotte, hat sich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreise nach Berlin, und schreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte, hier angekommen bin, und doch nicht weiter reisen mag, sondern hier übernachten

will. Es ist sehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir aber, so leid es mir that, unmöglich, Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechselnd, und ob ich gleich vierzehn volle Tage in Ottmachau gewesen bin, sah ich auch das nicht voraus, sondern meine Geschäfte zogen sich nur von einem Tage zum andren hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, die Güte zu haben mir den 23. dieses Monats zu schreiben, da trift mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie, wie gewöhnlich, addressiren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine solche Unterbrechung unsres Briefwechsels statt finden soll, da ich immer nur sehr ungern Nachrichten von Ihnen länger entbehre. Ich fürchte beinahe, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter kann Uebelbefinden zugezogen haben. Es war hier wenigstens — ich meine in Schlesien — sehr rauh und gar nicht der Jahrszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieselben Klagen, aber seit drei, vier Tagen hat es sich geändert, und heute war ein warmer, schöner Sonnenschein, der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat. Himmel und Erde boten einen sonderbaren Contrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hier und da bedeckt, die Sonne selten nur auf Augenblicke verdeckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte über die Oder auf einer Fähre gehen, und mein Weg führte mich auch Stunden lang an dem Ufer des Stroms hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Men-

schen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen, und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still, und so gut, als kein Wind war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahr 1813. hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche, kalte Jahrszeit hat vermuthlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt, und die Wärme einiger darauf folgenden Tage ihn zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle, sonst unbegreifliche Anschwellen. Die Zeitungen erwähnen dieser Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir, als ich dies schreibe, ein, liebe Charlotte, daß Sie keine Zeitungen lesen. Ich würde das wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurtheile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein Paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen sich ereignen, und die Kunde davon gewiß ist, erfährt man es schon ohne die Zeitungen zu lesen, und alle kleinen aufzusammeln, oder die großen von ihrem Entstehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über sie Monate lang nachzugehen, hat kein erhebliches Interesse für mich, und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereignissen,

die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was sich auf die Thätigkeit, den Geist und die Empfindung Einzelner bezieht. Der Mensch ist überall einmal der Mittelpunkt, und jeder Mensch bleibt doch am Ende allein, so daß nur was in ihm vor- und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Mensch im Leben auf Erden mitempfindend, wirksam, theilnehmend, immer sich gesellig entwickelnd ist, so macht er den größeren Weg, der über die Gränzen der Irdischheit hinausreicht, doch allein und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menschen die Ahndung liegt, jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrigbleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann dieser Ahndung, ja dieses sichren Glaubens entbehren, ohne einen großen Theil seines Glückes, und gerade des edelsten und reinsten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn, ja man kann ihn in einigen Schriftstellen, als eine ausgemachte und zu den trostreichen Lehren des Christenthums wesentlich gehörende Wahrheit aufgestellt finden. Allein das ändert in dem, was ich erst sagte, nichts ab. Ich meinte nemlich, daß hier auf Erden Alles, was sich auf mehrere, auf ein Ganzes, auf künstlich eingerichtete Institute bezieht, doch nur insofern dem Menschen wahren Gewinn bringt, als es in den Einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles Verbessern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten, und der ganzen Welt selbst besteht nur in der Idee, insofern es sich nicht im einzelnen Menschen ausspricht, und darum nehme ich in allen, auch den größesten Welt-

begebenheiten, immer den Einzelnen, seine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß sie zugleich auf viele so wirkt, oder durch ein solches Wirken Vieler entsteht, und die Größe der Begebenheit, daß sie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung setzt, oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft sich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in diesem an dem einzelnen Menschen bemerkt, findet sich auch, nur anders, durch andre Triebfedern in Bewegung gesetzt, zu andren Handlungen anregend, in jenem. Es ist nur der Schauplatz, der sich ändert, das Schauspiel, der Gegenstand, an dem man sich erfreut, ist derselbe. Sieht man so die öffentlichen Ereignisse an, so gewinnen sie, wenigstens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Interesse. So aber können die Zeitungen sie eigentlich gar nicht, oder nur höchst selten liefern. — Bei dem, was ich vorher von dem Wiederfinden nach dem Tode sagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter gewesen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend, und für sie betend eingeführt, und das Gebet schloß mit den Worten: behüt sie, Gott, vor Ungemach, und bringe sie mir stille nach! Dieser Ausdruck hat etwas ungemein Naives und ergreifendes. Ich vermuthe, daß die beiden Verse schon in älteren Gesangbüchern vorkommen, die in der Regel schönere und kräftigere Lieder, als die neueren, haben, und so sind sie Ihnen, liebe Charlotte, vielleicht bekannt. Mir waren sie noch neu. Ich habe eine ganz eigne Neigung zu Kirchhöfen,

und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer und der andre solcher Baum darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit dem schlummernden Tode. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größesten und kräftigsten Linden Ich brachte einen Theil des Jahres 1809. in Königsberg zu, und versäumte nicht leicht, einen schönen Sommernachmittag auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht Katholisch sind, auch sehr schön, und hat noch eine antike Piramide, auch ein Grabmal, die zufällig da steht. — Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur einige Tage dort, und gehe dann nach Tegel; Sie wissen aber schon, liebe Charlotte, daß meine Addresse immer: Berlin bleibt. Ich freue mich sehr auf Tegel, theils weil ich den Ort liebe, und dort von den Sachen umgeben bin, die ich am meisten liebe, theils der ungestörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reise und bei wechselndem Aufenthalt thut man immer wenig, und hat nur eine solche Geschäftigkeit, bei der man für den Geist eigentlich immer unthätig ist. Leben Sie wohl, liebe Charlotte! Mit herzlicher Theilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige

Humboldt.

64. Berlin, Ende Mai 1826.

Ich bin sehr wohl, aber unendlich beschäftigt, da ich Arbeiten, die ich schon seit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die

nächsten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es seit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen . . .

Die Witterung ist so schön, wie sie selten bei uns in unsrem nördlichen Klima ist; man fühlt sich dann geistig wie körperlich heiter, und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geistigen Beschäftigungen. Es ist gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der südlicheren Himmelsstriche, sich einer größeren Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In andrer Hinsicht ist diese Gleichheit der Natur wieder freudenloser, und vielleicht gar in geistiger Hinsicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings ist keine solche reine, und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht so unähnlich ist. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigstens für sehr wahr halte, daß jede leidenschaftliche, oder doch tiefere Empfindung ihren ursprünglichen Grund in Eindrücken der äußeren großen Natur, auch ohne daß wir es selbst im Einzelnen bemerken, hat, so kann es einen wohl bedünken, daß die Sehnsucht gar nicht so in der Seele und dem Gemüthe südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unsrer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters, nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsren Dichtern Alles mehr in contrastirenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß Vieles freilich düstrer, finstrer ist, aber auch

Alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußeren Natur in das Dunkel, und in die Einsamkeit des inneren Gemüths zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andre Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes, und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer, wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längeren und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur Wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt, und auch nie einen andren Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nicht anders, als empfinden, daß es schönere giebt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden seyn, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu Theil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt seyn. Auch ist sie in allen Deutschen und Englischen Dichtern, und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringeren vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Daseyn, die in jeder

höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht . . .

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten seyn. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerem Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich früher zwei Frauen gekannt zu haben, die, mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung, und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das Mindeste an Interesse eingebüßt hatten . . .

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen, und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe, und nicht sonderlich billigen kann, wo man die Sittlichkeit so in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Lastern gegenüberstellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sey. Es kann es nach Umständen jeder seyn, denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurtheilung der Menschen gar nicht

darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesammte Geistes- und Gemüthsstimmung. Wie diese, pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige, gemeine Gemüthsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andre kann schädlicher oder unbequemer seyn, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und eben so ist es mit den Tugenden. Es kann einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein andrer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der letztere, was sehr gut möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst, indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundnes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der

erhabnen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemüthern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hülfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüth aufgenommen hat, daß er Alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt, wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten, und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung . . .

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, antheilvoller Anhänglichkeit der Ihrige H.

65*. Tegel, den 10. September, 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 6. und 28. August mit dem Heft Ihrer Lebenserzählung

erhalten, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Das Heft enthält allerdings nur wenige Blätter, sie umfassen einen kurzen, aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe sie nicht nur mit großem Interesse, sondern mit inniger Theilnahme gelesen.

Sie hatten mir schon einmal gesagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich schon versprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals sehr auf. Ich hatte, wie wir uns sahen, keine Ahndung davon. Die Art, wie diese Verbindung sich anknüpfte, hat etwas ganz Eignes und Sonderbares . . . Allein, was man in solchen Fällen auch denken und sagen mag, es scheint allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängniß im Zusammenhang zu walten, worin niemand dem Schicksal entgehen kann, was ihn für seine höhere Bestimmung entwickeln soll, worauf es doch eigentlich ankommt. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß es nicht denkbar ist, daß die Vorsehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berücksichtigung würdige. So trostlos das auf den ersten Blick scheint, so erhebend ist es zugleich, einer höheren Ausbildung werth gehalten zu werden. Es ist in solchen Schicksalen, wie das Ihrige war, und sehr früh begann, ein wunderbarer Zusammenhang. Auch wenn man nicht von andren gestoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal sich selbst recht deutlich machen kann, was einen innerlich stößt und treibt, nähert man sich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über sich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es sey besser, man stieße sie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, Sich in das Schicksal, das sich für Sie bereitete,

zu verwickeln, als Sie nur Sich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen lassen, und nicht entgegen gearbeitet. Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem solchen Schritte nicht leitende seyn sollten. In mir, und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die Einzige sey, mit der ich ein solches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, selbst auf eine recht gute und verträgliche Weise mit gegenseitiger Achtung und Freundschaft geschlossen, aber ohne das tiefe und das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen gewesen, sie auf eine solche Weise zu schließen. Es ist zwar wahr, daß die so, wie ich es da von mir sage, geschlossenen Ehen die einzigen sind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe in gleichem Grade, nur in den Modificationen, welche Jahre und Umstände herbeiführen, dieselben bleiben. Es ist indeß doch recht gut, daß diese Art, die Sache anzusehen, nicht die allgemeine ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geschlossen wurden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das sie leitete, und das war

allerdings ein edles und aus dem Besten und Reinsten im menschlichen Herzen sprießendes. Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die besten, edelsten, aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale führen. Es ist, als würden durch eine höhere und weise Führung die äußern Geschicke absichtlich in Zwiespalt mit den innren Empfindungen gebracht, damit gerade die letzten einen höheren Werth erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden theurer werden sollten. So gütig und wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß immer vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung. — Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar, und noch sonderbarer, da Ihre Mutter, als sie sich hören ließ, noch lebte, aber einen Monat darauf starb. Es war, neben der Warnung, auch eine Vorbedeutung des Todes derselben. Daß Sie nun wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuläugnen. Es ist auch eben so sicher, daß kein sterblicher Mensch Sie gerufen hat. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn sie gleich Ihr äußeres Ohr zu berühren schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch, auf natürlichem Wege, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, bloß durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüth, seiner Einbildungskraft, seinem Blut selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so seyn kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht läugnen, wohl

aber daß es nicht auch anders seyn kann, und bei gewissen Menschen, unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Es giebt unläugbar ein stilles, geheimnißvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes, Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahnden, umgiebt, und warum sollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen, und das vernommen werden können, wozu in diesem Leben keine erkennbare Spur führt. Sie wurden hier in dem Augenblick gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederschreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfache und unglückselige Verwicklung ziehen sollte, Sie wurden mit der Stimme derer gewarnt, die bald nicht mehr seyn sollte. Das war offenbar nicht von dieser Welt. Es war eines der Zeichen, die selten, aber doch bisweilen kund werden aus dem, was eine im Leben unüberspringbare Kluft von uns trennt. Es ist mir sehr lieb, daß Sie diesen Vorfall nicht übergangen haben. — Es hat mich gefreut zu sehen, daß die Arbeit für die Rheinisch Westindische Compagnie abgegangen ist. Mein Brief, obgleich ich überzeugt bin, daß die Direction, auch ohne ihn, Ihren Wünschen jede Aufmerksamkeit geschenkt haben würde, ist gerade zur rechten Zeit gekommen. Der Director Becher hat auch mir geantwortet, und mich aufs neue des Interesses, das man an Ihrer Arbeit nimmt, versichert, und mir jede Berücksichtigung versprochen, freilich aber hinzugesetzt, daß der Erfolg erst lehren müßte, ob man würde ein nützliches Geschäft mit diesem Artikel machen können. Wäre das aber auch, so fürchte ich immer, werden Sie eine solche Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können. Es ist aus Ihrem Briefe sichtbar

und begreiflich, daß es Sie schon zuviel Anstrengung gekostet hat, nur dieser Bestellung zu genügen, und Sie thun daher vielleicht besser, in dem beschränkteren Wirkungskreis zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. dieses Monats zu schreiben, und bleibe mit unveränderten Gesinnungen des Antheils und der Anhänglichkeit der Ihrige Humboldt.

66*. Tegel, den 10. October, 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September, liebe Charlotte, ist schon seit langer Zeit in meinen Händen, und ich danke Ihnen recht sehr dafür. Er hat mir sehr viel Freude gemacht, und es ist mir sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröstenden, erhebenden, und heitren Empfindungen gegeben hat. Ich selbst lebe wenig oder gar nicht in äußeren Dingen, es begegnet mir, außer in wissenschaftlichen Dingen, die eigentlich ausschließlich meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, selten etwas von Andren, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entsteht, was ich von Grundsätzen, Maximen und Lebensansichten in mir trage, im genauesten Verstande, aus mir, und so begreife ich, daß, wie Sie von einigen in meinem letzten Briefe enthaltenen Ideen sagen, andren in meiner Vorstellungsweise Manches neu seyn kann. Es ist darin durchaus kein Verdienst einer höheren oder tieferen Ansicht, es entspringt nur aus der Abgeschlossenheit, in der ich, wie ich im buchstäblichen Verstande sagen kann, außer wissenschaftlichen Beschäftigungen, bloß mit mir selbst lebe, und bloß mit mir selbst beschäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde diese Aeußerung vielleicht in einer Art

Widerspruch mit meinem Leben finden. Denn meine äußere Lage bringt es mit sich, daß ich doch viel Leute sehe, daß ich, theils mit ihnen, theils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage und Bedürfnisse eingehe, und mich also momentan, auch wenn sie mir nicht näher stehen, mit ihnen beschäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem innren Leben wenig oder gar nicht stört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Gespräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer, ganz entfernt vom Gespräche fortgeht, ohne daß ich deshalb zerstreut erscheine. — Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich es meinte, wenn ich sagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erschallte? da Sie dieselbe doch deutlich hinter Ihrem Rücken vernahmen. Recht ordentlich zu erklären ist so etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Ansicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geister und Geistererscheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich so sagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewissermaßen mit einander vereinigt. Ich glaube, daß Menschen solche Erscheinungen in Tönen und Gesichten und auf jede Weise haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer bloß erhitzten Einbildungskraft, Täuschungen und so zu sagen, wachende Träume sind. Ich würde es kaum sonderbar finden, wenn mir selbst etwas dieser Art begegnete. Ich halte also diese Erscheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdische Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich sehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erscheinung wirklich eine von der gewöhn-

lichen Ideenverbindung verschiedene, und keine bloße Abirrung dieser Ideenverbindung, also bloße Vorstellung der Phantasie war. Dagegen glaube ich nicht, daß solche Töne oder Gesichte ebenso außer demjenigen vorgehen, welcher sie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Mensch ruft oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen solche Geschichten, wo, wie das Poltern in Ihrem elterlichen Hause war, Geräusch von mehreren gehört wird. Daß Mehrere das gleiche Gesicht haben, davon sind die Erzählungen schon weniger häufig. Sind es nur zwei, so kann die Gleichheit der inneren Seelenstimmung wohl gleichzeitige innere Erscheinungen zu Wege bringen. Für innerlich halte ich also die Erscheinungen, von denen nicht wirkliche Beweise des Gegentheils da wären; aber so für innerlich, daß sie im Inneren immer auch durch eine überirdische Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Mensch, der sie erfährt, weil ihn das Bewußtseyn überirdischer Gegenwart, und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, sie nothwendig außer sich setzt. Ob etwas außer oder in einem ist, ist ja überhaupt eine an sich gar nicht zu ergründende Frage, und es hat ganze Systeme der Philosophie gegeben, welche die Wirklichkeit aller Materie abläugnen, und alle äußeren Eindrücke nur als eine durch Gott bewirkte, von Ewigkeit her vorherbestimmte, in allen Menschen harmonisch vorhandene Erzeugung innerer Wahrnehmungen ansehen. Dies ist allerdings zu weit gegangen, man kann aber darum doch nicht abläugnen, daß etwas wirklich Innerliches von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höheren überirdischen Macht ist die Hervor-

bringung einer Erscheinung eben so möglich, wenn sie in der That eine gewissermaßen körperlich äußere, als wenn sie eine idealisch innere ist.

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd seyn. Ich habe mich niemals mit den Vorstellungen vertragen können, die eines solchen, allem Guten feindseligen, am Bösen Gefallen findenden Wesens Daseyn annehmen. Im neuen Testament halte ich die dahin einschlagenden Stellen nur für bildliche, sich an die Vorstellungen des Judenthums anschließende Ausdrücke für das Böse, das der Mensch, auch wenn er gut ist, und sich ganz schuldlos glaubt, doch immer in sich zu bekämpfen hat. Es giebt unläugbar Personen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die sehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umstände ihnen nicht zusagt, und sie gegen den Strom zu schwimmen genöthigt sind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigne Schuld, oder Folge unrichtig berechneter Verfahrungsweise ist, in der natürlichen Verkettung der Umstände, wo das allgemein Nothwendige oder Unvermeidliche dem Interesse des Einzelnen zuwider ist. Sehr oft, und dies ist mir bei weitem wahrscheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiser und immer wohlthätiger Strenge heilsam züchtigenden und prüfenden Vorsehung seyn; denn die Züchtigung überirdischer und übermenschlicher Weisheit setzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menschliche Vernunft hinausreichenden Einsicht liegen, auch ohne Verschulden, zur bloßen heilsamen Zurückführung, auch den ganz Schuldlosen zu züchtigen. Auch ist der Beste, wenn er nur die

Selbstprüfung mit gehöriger Strenge anstellt, nicht von Flecken rein, und es können in seinen bewußtlosen Empfindungen solche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilsam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Mensch selbst ist zu kurzsichtig, und sein Blick zu trübe, dies einzusehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchschaut es, und weiß es zu lenken und zum Besten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu sagen, oft ohne äußere Veranlassung, allein auch besonders da, wo, wie's auch mir geschieht, das Schicksal den Wünschen entgegenwirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorsichtiger, als sonst im Handeln, und ohne mich im geringsten beugen oder betrüben zu lassen, suche ich durchzusteuern, so gut es gehen will. Wenn ich sage, ohne mich zu betrüben, so meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben sollten, was unvermeidlich ist, sondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung vom Glück zum Gegentheil nicht als etwas Feindseliges, sondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menschlichen Natur eng Verbundnes, oft sogar Heilbringendes nehme. Nach dieser in mir fest gewordnen Ansicht kann ich an eine verfolgende, oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich gestehe, daß ich einen solchen Glauben nicht einmal bei andren dulden, oder unangefochten lassen könnte. Es ist eine finstre, beengte Vorstellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur, und der Würde der Menschheit widerspricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter der Zulassung und Leitung der höchsten, untergeordnete, schützende Macht etwas

Schönes, Beruhigendes, und den reinsten und geläutertsten Religionsideen Angemessnes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch seine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir ist er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiösen Vorstellungen, die nicht allgemein geboten sind, sondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich sehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzusetzen. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie fest auf die Dauer der Gesinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

67. Berlin, den 8. November, 1826.

Sie sehen an der Ueberschrift dieses Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlassen habe, und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies schon eine Woche früher geschehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlasse das Land immer ungern, auch der Winter hat seine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gypsgestalten, die mich in Tegel umgeben. Indeß hindern mich andre häusliche Umstände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier viel mehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfter im Freien bin. Auch haben wir unsre Gemälde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermissen, lassen wir die Gemälde das ganze Jahr hier, so wie die Bildhauerwerke fest in Tegel stehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil

er in den Inhalt meines letzten eingeht, und demselben Gründe und Behauptungen entgegenstellt. Es ist sehr natürlich und begreiflich, daß unsre Ansichten bisweilen auseinandergehen müssen, es liegt das zuerst im Geschlecht, dann in der Lebensweise, und den einmal angenommnen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältnissen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei sich Schutz und Rath suchen konnte, muß mehr von der Selbständigkeit erwarten, und mehr auf sie dringen. Er muß sich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück, von denen kein Mensch frei ist, und zu denen Geschäfte und für andre übernommne Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfacheren Lagen vorkommen können, mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, und sie mehr durch sich selbst bezwingen zu können. Indeß müssen Sie nie denken, daß dies die Theilnahme an fremdem Unglück schwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verschiedenartigen Ereignisse des Lebens nach seiner Weise und seiner Eigenthümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in Vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, andrer Meinung mit mir, so stimmen wir ganz in dem Wunsche überein, eine Anzeige des bevorstehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod, als eine freundliche Erscheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben doch immer beschränkt und räthselhaft ist, und das Zerreißen des irdischen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Lösung mit sich führen muß. Ich könnte darum Stundenlang mich Nachts in den ge-

stirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten, wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Daseyn erscheint. Ich hoffe, diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben, ich würde mich dessen, da sie tief in meiner Natur, die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anschauung gehangen hat, gegründet ist, sogar gewiß halten, wenn nicht der Mensch, wie stark er sich wähne, sehr vom augenblicklichen Zustande seiner körperlichen Gesundheit, und selbst seiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal stark, sondern fordre nur unbedingt von mir es zu seyn. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt gestimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen sehen, und mein Bemühen würde nur seyn, mit Besonnenheit den Uebergang in einen andren Zustand, so lange es möglich ist, schrittweise zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langsameren Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein schneller sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich trage mich auch seit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf, und sehr ergriff, mit dem Glauben, oder wenn dies zu viel gesagt ist, mit der Ahndung, daß ich nicht anders sterben werde, als bis eine bestimmte Erscheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun seyn wird, will ich erwarten, aber erwünscht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.

Sie schreiben, daß Sie Jahre lang vorausgesehen, daß Ewald früher, als Sie sterben würde. Das schlossen Sie wohl bloß aus der Beschaffenheit seiner Gesundheit, oder hatten Sie andre Anzeichen? — Die bibli-

schen Stellen, die Sie anführen, waren mir, als ich sie nachschlug, wohl bekannt. Sie sind allerdings tröstend, weil sie Hofnung gewähren, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die sich erbarmt, zählen lassen. Ich meine aber, diese Ansicht läßt sich sehr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Briefe aussprach. Denn jene Stellen, sie mögen nun, wie doch wohl eigentlich der Fall ist, von einem künftigen Leben reden, oder vom gegenwärtigen, verweisen doch alle auf eine ferne Zukunft. Indeß dauert die Empfindung des Unglücks und der Schmerzen fort, und da, in dieser Zwischenzeit, können, außer jener Aussicht auf die Umänderung des Geschickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die philosophischen nennen, von großer Wirksamkeit seyn. Es ist aber auch nicht ganz richtig, diese Gründe bloß und ausschließlich philosophische zu nennen. Es liegt in der religiösen Gesinnung, die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden, von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchen eben diese Weisheit auch menschliches, und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat, und wie man dies, philosophisch oder religiös, nehme, so ist es allerdings, da jener Plan in beiden Ansichten die tiefste Ehrfurcht weckt und gebietet, ein Trost, und ein erhebender Gedanke mitten im Schmerz und Unglück, auch mit diesen Leiden in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erschließe, sagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen seyn würden, bei denen ich Trost suchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hofnungen, und in dieser Art in der

Zukunft zu leben, ist nie mein Sinnen und Trachten gewesen. Ich habe immer mehr gesucht, mich gleich selbst in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus soviel möglich innere Besiegung des Unglücks hervorgeht. Gerade in dieser Hinsicht aber ist das Lesen der Bibel eine unendliche, und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark, auf eine doppelte Weise im alten und neuen Testament. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze, und den dadurch Leidenden selbst sind. In dem neuen Testament hernach ist ein solches überschwängliches Vorwalten des Geistigen und des Moralischen, es wird alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß, was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrift, wenn er jenem mit Ernst und Eifer nachstrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Theil seiner drückenden Einwirkung, und es schwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen neutestamentlichen Lehre, die Gott fast nur von der erbarmenden Seite darstellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Christi für das Menschengeschlecht hervortritt, lindert, wie ein wohlthätiger Balsam, verbunden mit Christi Beispiel selbst, jeden Körper- und Seelenschmerz. Im

alten Testament kann sich dies allerdings nicht finden. Aber da erscheint wieder, und doch auch immer mehr tröstend, als schreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorstellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu schreiben, und muß diesmal wünschen, daß es nicht viel später sey, weil ich in den ersten Tagen des Decembers verreise, und dann Ihren Brief, der mir nachgeschickt werden müßte, später erhielte.

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen, die, wie ich weiß, Sie lieben, und die sich nie in mir ändern werden, Ihr H.

68. Tegel, den 6. December, 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen, und mit großem Interesse gelesen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie sagen, daß mein letzter Brief Ihnen einige Tage später zugekommen, als es nach dem Datum hätte seyn sollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen Abgeben . . . Verzeihen Sie, daß ich hierüber etwas weitläuftig geworden bin. Es ist ein für allemal geschehen, und es ist mir wichtig, daß Sie nicht durch solche Verspätung beunruhigt werden.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen Statt gefunden, durch das Christenthum aber jeder, der in seinen Schooß aufgenommen sey, ein näheres Verhältniß zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dies

für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engeren und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das alte Testament schildert, zu halten sey. Diese Erzählungen des ersten Theils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung seyn möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum giebt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigenthümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungsweise, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck sey. Denn bei so alten Ueberlieferungen, und die sich doch auch wiederum vermuthlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben, ehe sie aufgezeichnet worden sind, läßt sich der wahre Sinn von der äußeren Einkleidung schwer und wenig unterscheiden. Das aber ist eine gewisse und tröstliche, und im höchsten Grade heilsame Wahrheit, daß durch das Christenthum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohlthätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufhört, und jeder ohne Unterschied Gott so nahe zu stehen glauben kann, als er sich ihm durch seine eigne Kraft und Demuth im Geist und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es ist überhaupt in Allem, im Religiösen und Moralischen, der wahrhaft unterscheidende Charakter des Christenthums, die Scheidewände, die vorher die Völker, wie Gattungen verschiedner Geschöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächstenpflicht und Nächstenliebe um alle Menschen geschlungen zu haben. Hier ist nun nicht mehr von bildlichen Darstellungen, und nicht mehr von Wundern

die Rede. Es herrscht hier die geistige Gemeinschaft, welche die einzige ist, deren der Mensch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel theilhaftig werden kann. Ich gestehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre, oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinschaft zwischen Gott und Einzelnen seyn, als die allgemeine, der schlichten Lehre des Christenthums angemessne, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Gesinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, sich einer solchen andren, und besondren theilhaftig zu glauben, und das Menschengeschlecht bedarf dessen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Gesinnung, und Pflichtmäßigkeit des Handelns, selbst schon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, sind alles den Menschen, einzeln und in der Gesammtheit, Nothwendige, und alles dem höchsten Wesen, wie wir es uns denken müssen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. December nach Hadmarsleben bei Halberstadt, und bemerken auf dem Couvert, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird. Hadmarsleben ist ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige H.

69*. Rudolstadt, den 2. Januar, 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, liebe Charlotte, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorgenlos, und vor allem in ungetrübter und ungestörter Gesundheit durchleben. Ich freue mich unendlich denken zu können, daß die Er-

füllung dieser Wünsche Ihrer Freunde für Sie so wahrscheinlich ist, daß ich mir mit mehr Sicherheit, als Sie es hätten in andren Epochen Ihres Lebens thun können, mit derselben schmeicheln kann. Ihre Gesundheit scheint doch sich soweit verbessert zu haben, daß, wenn Sie auch von Zeit zu Zeit an kleineren Unbequemlichkeiten leiden, Sie doch im Ganzen weniger zu klagen haben. Das sonst Ihnen oft drohende Uebel scheint doch gewichen zu seyn, und die Wassercur Sie von der Gicht befreit zu haben. Wenn die Jahrszeit nicht ungewöhnlich, in zu strenger oder nasser Witterung, oder zu großer Hitze ist, die Ihnen vorzüglich zuwider ist, so fürchte ich so große Störungen Ihrer Gesundheit nicht. Was Ihre übrige Zufriedenheit betrift, so ist sie Ihnen großentheils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie Sich durch Ihren eignen Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsren Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größeren Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahre, wie immer mit herzlicher Freude thun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Aenderung fähig, und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie mir auch die Ihrigen in Antheil, Wohlwollen und Freundschaft zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Werth darauf zu setzen. Unsre Verbindung hat einen so frühen Ursprung, und hat sich auf eine so seltne Weise erhalten und erneuert, daß ich sie immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens halten werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren, und

lieber und ernstlicher in die Tage seiner Kindheit und Jugend zurückgehn, als ich. Es ist ja daraus entstanden, daß ich augenblicklich darauf eingieng, als Sie Sich mir näherten, und daß ich Sie später von selbst wieder aufsuchte. — Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens, und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längstlebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammenfaßt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen, ebenso gut als mit dem ersten Januar ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuläugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahrszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammenzufassen, und irgend etwas Neues in inneren Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen, oder durchaus dauerhaft sind. Es giebt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeigen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahrszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubisch finden, aber es ist es doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es giebt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines

Bewußtseyns liegt, aber was doch von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstre, von Heiterkeit ferne, so bringt sie auch so etwas im Aeußern hervor, wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmüthig, mit einer gewissen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, [aufnimmt,] so stellt es sich nicht bloß insofern auch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet und aufnimmt, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleinen, die doch auch überwunden seyn wollen, scheint er mir nicht abzuläugnen zu seyn. — Der Ort, aus dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, aber sonst schwerlich weiter bekannt seyn. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondre Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigten Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein und ohne jemanden der Meinigen hier und gehe übermorgen wieder fort. Die verwittwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung, wir heiratheten in demselben Jahr, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr eng und freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß ich den Ort auch wegen dieser Erinnrung sehr liebe. Die Fürstin war damals sehr jung und liebenswürdig auch von Zügen und Gestalt. Als ich mit meiner Frau in Rom war, kam sie mit ihrem Gemahl auf einige Monate hin, und wir lebten auch da sehr viel mit einander. Bald

darauf ward sie Wittwe und, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit, und betrug sich mit der Güte und Wohltätigkeit, durch die ein Fürst, besonders in kleinen Ländern, sich einer Menge seiner Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen kann. Seitdem ihr Sohn regiert, und auch die Erziehung der andren Kinder vollendet ist, lebt sie bloß sich selbst, arbeitet und studirt für sich, und besitzt sehr viel Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eignen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größesten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freisten philosophischen Nachdenken, daß die Religiösität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicher Weise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andren, ganz sonderbaren Zufall, nemlich daß sie seit mehreren Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schloss sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß sie seitdem, so oft sie versucht hat, in den Wagen zu steigen, nach kurzer Weile übel wird, und in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz nunmehr auf alles Fahren verzichtet, und

entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuße gehen kann. Vermuthlich haben die Nerven des Rückgrats gelitten, und gerathen nun durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer giebt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schönen und sehr schönen Gegenden Deutschlands. Ich habe es in allen Jahrszeiten gesehen, und es ist sogar mitten im Winter sehr schön, obgleich dann bloß ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Aussicht vom Schloß, das auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie, Schwartzburg. Dies liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern, auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildpret, und einen rauschenden Bergbach, die Schwarze, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer, und der Aufenthalt gefiel mir ungemein. Wenn die Fürstin dies Schloß jetzt besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin. — Ihren lieben Brief werde ich erst in mehreren Tagen finden. Es thut mir sehr leid, da ich immer gern einen Brief von Ihnen habe, wenn ich selbst schreibe. Aber meine Reise hat sich wider meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief in Berlin den 25. Januar oder doch nur wenige Tage später — nicht eben früher — eintrifft. Ich kann Sie um keinen bestimmten Tag bitten, da ich keinen

Kalender dieses Jahres bei mir habe, und immer sehr ungeschickt im Berechnen der Tage im Kopf bin. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige H.

70. Berlin, den 28. Januar, 1827.

Ich habe, liebste Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den ersten vom 20. December v. J. sehr spät, da ich meinen Reiseplan nicht so, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er ist mir hierher nachgeschickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier, und in Tegel, und unser Briefwechsel ist bis dahin gegen Störungen dieser Art gesichert. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß Ihre Gesundheit wenigstens leidlich ist, und daß die Veränderlichkeit der Witterung, und der viele Sturm, der sonst reizbaren Constitutionen zu schaffen macht, Ihnen nicht sehr nachtheilig geworden ist. Ich liebe den Winter zwar gar nicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertags keinen Sinn gehabt. Die Kälte ist mir insofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders, als so verwahrt aussetze, daß sie mir nichts anhaben kann, und als ich mir sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließe. In der Stadt ist es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es ist da nur die Nacht schön, wo der Mensch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verschwinden, und der gestirnte Himmel den Anblick der reinen Natur giebt. Am Tage freut der Anblick aus dem Fenster nur auf dem

Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehrere Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freut mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht erschlossen ist, entbehrt eine sehr große, und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es giebt. Auch eignet sich dieser höhere Genuß recht eigentlich für Ihr Gemüth, und Ihr Stillleben. Mit großem Interesse habe ich wieder bei dem Ueberblick Ihrer arbeitenden Beschäftigung verweilt, den Sie so gut sind, mir allemal beim Abschluß des alten und Beginn des neuen Jahres zu geben. Es hat mich aber geschmerzt zu sehen, daß Sie bei sehr großer und übermäßiger Anstrengung weniger Gewinn davon gehabt haben, als die früheren Jahre. Solche Bemerkungen thun mir immer unendlich weh. Wie sehr ich Fleiß und Arbeit liebe, wie hoch ich beides besonders an Ihnen, gute, liebste Charlotte, ehre, so möchte ich Sie doch am Abend Ihres Lebens nach einem heißen Mittag gern in einer ruhigeren Lage wissen, und darum kann ich es auch nicht billigen, wenn Sie Ihrem Geschäfte noch eine größere Ausdehnung zu geben bemüht sind. Glauben Sie mir, theure Charlotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde, und ganz würdige, aber sprechen Sie Sich mit Vertrauen über Ihre äußere Lage aus. Sie halten mich ja werth, mir das Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wahre und große

Freude habe. Sie können Sich in Wahrheit gegen niemand aussprechen, der einen größeren Antheil an Allem nähme . . .

In einer Correspondenz, wo weder von wissenschaftlichen Gegenständen, noch von Geschäften die Rede ist, berührt man Begriffe, Ideen, Gesinnungen und Empfindungen, und theilt sich offen mit, was in dem Geschriebnen besser, was weniger zu billigen wäre. Es versteht sich, daß so etwas immer nur die eigne Meinung ist, die auch eine irrige seyn kann. Man kann aber nun einmal nur aus der eignen Meinung heraus so lange urtheilen und schreiben, bis man sie durch eine bessere berichtigt findet . . .

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht Einzelne, sondern die tiefe Weisheit ihrer Rathschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung Aller aus . . .

Die Zulassung des Bösen in der Welt, die Straflosigkeit der Lasterhaften, so wie das Unglück der Guten in der Welt sind von jeher Aufgaben gewesen, die der Mensch bald so, bald anders in der Weltregierung zu lösen versucht hat . . .

Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demuth auf die unerforschliche, aber sichre Weisheit der göttlichen Rathschläge, und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Leben nur einen so kurzen Theil des menschlichen Daseyns übersehen, daß derselbe gar kein Urtheil über das Ganze zuläßt . . .

Sie bemerken sehr richtig, daß ein Wintertag doch auch seine Freuden habe. Einförmig ist der Schnee freilich, aber auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenlosigkeit, wenn er frisch gefallen, und noch un-

betreten ist. In der Schweiz sehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menschenfuß erreicht, sehr schön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuch ist mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leichentuch wäre, ist es keine unerwünschte Erinnerung. Die Natur liegt, wie in Todesstarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erscheint er dem Geist und der Einbildungskraft nur, wie eine nothwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahndeten Zustandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewissermaßen bestritten, daß die allwaltende Vorsehung die Schicksale der Menschen auch ganz im Einzelnen leite. Auch nach meiner festen Ueberzeugung kann darauf der Mensch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltschöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des alten und neuen Testaments hervor, und ist nicht nur eine sichre und fest gegründete, sondern auch tiefe und trostreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie sagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermüthig zu werden, der nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche, um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsre kleinsten und

größesten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher Alles, was geschieht, gut, und uns, sey es auch schmerzhaft, wohlthätig seyn muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andren gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trift, von der Pflichtmäßigkeit unsrer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unsrer Gesinnungen abhängt. Darin können unsre Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine, und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um einige weniger kümmert, als um andre. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüths beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch in diesem Sinne vor, allein diese Stellen hängen auch zum Theil mit der jüdischen Idee des auserwählten Volkes Gottes zusammen, und dann braucht auch dieser Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausschließenden Sinn, sondern nur den

zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche sich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meisten der Liebe Gottes würdig gemacht, und sein Wohlgefallen auf sich gezogen hatten. Im neuen Testament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen seiner Vorsehung schließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andren dies Ansehen haben sollte, ist sie wohl anders zu erklären. Der tröstende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur aus Liebe sendet, um unsre Gesinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verstanden, die in ein Paar unsrer Briefe von uns besprochen ist, und so sollte ich denken, stimmte sie auch mit Ihren Ansichten und Ueberzeugungen vollkommen überein . . .

71. Tegel, den 18. März, 1827.

. . . Sie kennen schon meine Neigung, bisweilen auf dem Lande zu seyn, und so wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt schreibe. Ich bin indeß nur auf ein Paar Tage hier, und habe eigentlich die Stadt noch nicht verlassen. Wenn gleich die Witterung rauh ist, so hindert mich das nicht, alle Tage spazieren zu gehen, nemlich hier, und so lange und so oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Besitzungen ist, ist natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das ist immer ein Schauspiel, an dem ich mich sehr erfreue, dies Befreitwerden des Wassers von den Banden, die ihm im Winter seine schöne Beweglichkeit rauben, und es dem festen Lande gleich machen. Man fühlt ordent-

lich die wiedergegebne freie Bewegung mit, und ist der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, so tief sie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den schönsten Theil seiner eigenthümlichen Natur bringt. Man sagt gewöhnlich, das Wasser trennt die Länder und Orte, aber es verbindet sie eher, es bietet eine viel leichter zu durchschneidende Fläche dar, als das feste Land, und es ist ein so hübscher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt sind, die Welle, die mir die Füße bespült, in kurzer Zeit am gegenüberliegenden Gestade seyn kann.

Mit Vergnügen lese ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit dem Plan einer kleinen Reise nach Offenbach beschäftigt sind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorsatz nicht aufzugeben, auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossne Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundne, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum ersten-

mal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah, im Jahre 1788. Ich besuchte dort die als Schriftstellerin bekannte Frau von La Roche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche, und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheirathet, und in jeder Rücksicht ein treflicher Mensch. — Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen . . .

72. **Berlin, den 10. April, 1827.**

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsch am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten, und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitre, zufriedne Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondre Freude gemacht. Da ich, wie Sie wissen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen so lebhaften Antheil nehme, so ist mir das natürlich das Wichtigste, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anstrengung so ist, daß sie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, so läßt sie doch sehr viel zu wünschen übrig, und selbst in der gleichförmigsten Lage können doch Dinge vorkommen, welche selbst ohne Krankheit und Misgeschicke die Stimmung verändern, und wehmüthig machen. Die wehmüthige Stimmung aber begegnet gerade den edelsten Gemüthern am meisten, und es läßt sich nichts

dagegen sagen, wenn man sie auch des Glücks der Personen selbst wegen, die sie befällt, wegwünscht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt, als im Anfang unsres brieflichen Umgangs. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite, Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüth, und so sind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in andren und mir vorzüglich der größeren Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerlaßliche Bedingung eines genügenden Daseyns im Leben für sich und im Umgange mit andren ist. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine, und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schaut, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge theils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug, sich nicht

von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse, wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen, oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz andres und würdigeres geistiges Gebiet giebt, in dem der Mensch wirklich sich heimathlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundschaft und Zuneigung nun in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr bloß die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste Art. Es ist mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebste Charlotte, sehr lieb, daß Sie Sich mit dem Plane Ihrer kleinen Reise beschäftigen. Es würde Ihnen diese Beschäftigung selbst zur Entschädigung dienen, im Fall sich der Ausführung des Projects etwas entgegenstellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache so ungemein einfach ist. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach sagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Isenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es ist sehr hübsch, und sehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortseyn und Wohnen in dem Hause interessirte, so daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir sagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, sondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemüthern bewahrt und erhält sich

dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von dem Sie reden, ist das Einzige, dessen ich mich deutlich erinnere. Ich sah die Frau von La Roche zum letzten Male darin, als ich im Jahre 1801 mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir saßen. Sie erinnern mich an das, was Göthe in seiner Biographie, Wahrheit und Dichtung, von der Familie La Roche sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte, und freundschaftlich aufgenommen ward. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Göthe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darstellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl, und schreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichsten und immer unveränderlichen Theilnahme Ihr H.

73. Berlin, den 2. Mai, 1827.

Tausend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir sehr erwünscht gewesenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es immer sehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief schreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unser Briefwechsel selten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, so ist doch ein Briefwechsel seiner Natur nach immer eine Erwiederung, und man schreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgerissen ist, und von neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerksamkeit nie, sondern unsre Briefe wechseln sich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß, wenn manche Menschen wüßten, daß wir uns so

regelmäßig schreiben, ohne über wissenschaftliche, oder Geschäftsgegenstände zu reden, noch uns Thatsachen mitzutheilen, sie gar nicht begreifen würden, was man sich sagen könne, wenn man sich scheinbar nichts zu sagen hat. Recht wenige Menschen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mittheilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verstand, Geist und Regsamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Mensch empfänglich zu seyn pflegt. Es gehört zum Gefallen an solchen Mittheilungen noch mehr, nemlich die Neigung, das, was man selbst denkt und fühlt, gern außerhalb des eignen Seyns im andren zu erblicken. Bei einem Umgange, wie es der zwischen uns beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den andren zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu begründen, zu befestigen, oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes, und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst gegründetes Verlangen, was ich über Gegenstände inneren Bewußtseyns meine und empfinde, mit den Erfahrungen und der Vorstellungsweise andrer zu vergleichen. Es kommt einem nur gewissermaßen in sich gesicherter vor, was man mit dem Vorstellen und dem Denken andrer zusammen hält, und wenn es keinen andren Grund gegenseitiger Mittheilung im Menschengeschlecht gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräch. Es vereinigt die Vorzüge des letzteren mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkenntlich sind. Man hat für Alles, was die Mit-

theilung der Gedanken und Empfindungen betrift, den andren nicht minder gegenwärtig, als wenn man persönlich bei einander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eignen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinseyn, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein andrer dazwischen tritt, bei.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie Sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen — und ihrer so selten theilhaftig werden, — ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in Heiterkeit still an Ihnen vorübergegangen sind, und mein Brief, und dessen Beantwortung Ihre zufriedne, heitre Stimmung vermehrt hat. Ich gestehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir stets erfreulich, oft rührend ist. Sie geht aus Ihrem Innren hervor, wodurch sich das Aeußere gestaltet. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie gar nicht mit religiöser Feier zusammenhinge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Classen der Gesellschaft gerichtetes Gemüth hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es giebt nichts so Selbstisches und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Misfallen, oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können.

So willkührlich es scheint, und bis auf einen Punkt auch seyn mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen, oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften, und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessne Maß ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behülflichen Thiere diese Ruhe mit genießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde eben so unhuman, als thöricht seyn. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiel in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht kehrend, dem trocknen und hölzernen Decimalsystem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang fort. Wenn dies eigentlich sichtbar viel zu viel war, so wurde von Mehreren, soviel es die Polizeigesetze erlaubten, der Sonntag zugleich mit gefeiert, und so entstand wieder zu vieler Müßiggang. So schwankt man immer zwischen zwei Aeußersten, wie man sich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber schon nach bloß vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall ist, wie anders stellt sich noch die Sache nach den religiösen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der Feiertage zu einer Quelle geistiger Heiterkeit und wahren Trostes. Die großen Feiertage sind überdies mit so merkwürdigen Geschichtsereignissen verbunden, daß sie dadurch eine besondre Heilig-

keit erhalten. Es ist gewiß die angemessenste Feier dieser Tage, in der Bibel selbst, in allen vier Evangelisten, die Erzählung derjenigen, auf welche sich das Fest bezieht, zu lesen, wie Sie mir schreiben, daß Sie zu thun pflegen seit vielen Jahren. In den Evangelisten ist namentlich die Uebereinstimmung in der Erzählung eben so merkwürdig, als die Art, wie die Erzählung der einzelnen von einander abweicht. Die Uebereinstimmung bürgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geistes, in dem alle diese unmittelbaren Zeugen, die Christus selbst sahen und begleiteten, schrieben. Allein dieser Geist, ob er gleich ein Geist der Einheit war, der Alle beseelte, hinderte doch nicht, daß sich nicht die eigenthümliche Aechtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darstellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt ist, die vier Evangelisten oft zu lesen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle ist, wenn man nur irgend eine solche auswählt, in der sich das Charakteristische einigermaßen zeigen läßt. Es scheint mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht Alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andre Art, als der andre anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck festsetzen. Ich theile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles.

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres früheren oder vorletzten Briefs, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung seyn mögen, wie wir es gewiß meist sind. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte, und worauf Sie zurückkommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen bezeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich mit einander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundne Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das Erste und Nächste ist. Dies aber möchte ich nur den irdischen, menschlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage seyn, aber er ist nicht Alles. Er wird gepredigt durch den Propheten, durch das vorausgehende alte Testament; das neue giebt erst die Vollendung. Das allein ist der Friede, den die Welt nicht giebt, ein unübertreflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußeren Glück und dem äußeren Genuß geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemüthe

vorhanden seyn, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demuth und innerem Gehorsam, wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseyns unter das Gesetz, und noch weit mehr unter das Anerkenntniß der höchsten, Alles beherrschenden und Alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend seyn, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus dargebotnen Frieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst, und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam, wie Erdengüter durch eignes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht theilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, soviel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts

als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich . . .

In dem, was Sie über das Glück sagen, haben Sie mich doch einmal misverstanden, wie das ja auch bei den meisten und großen Uebereinstimmungen unter uns manchmal nicht anders seyn kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröstend und ausreichend. Ich liebe es, auf mir selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hofnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit innigster Theilnahme Ihr H.

74. Tegel, den 23. Mai, 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus ersehen, daß Sie wohl und heiter sind, und das schöne und wirklich ungewöhnlich schöne Frühjahr genießen. Sie wundern Sich nicht mit Unrecht, daß ich dieses Jahr später, als es die Jahrszeit zu erlauben schien, hierher gegangen bin. Indeß pflege ich gewöhnlich erst im Junius die Stadt zu verlassen. Es ist jetzt sehr schön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch schöner. Es blühte da der lila oder spanische Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit ist, er giebt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indeß wenig, denn ich kann nicht sagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen sehr viel hielte. Die ganze Gartenkunst läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich suche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien

Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben ist mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen, und die Freude an Bäumen habe ich nun hier sehr. Um mein Haus unmittelbar herum sind schöne, alte und doch noch in voller Kraft stehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, so habe ich dicht hinter meinem Park einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten, und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im Vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter, und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, nothwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu seyn. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüthe einen Reiz für mich. Es giebt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter

einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indeß vermuthlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verrathen, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B. den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen, und sie in Sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden, wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das Eine und Andre heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längeren Brief, als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung theilen in dem, was ich über den Werth einer schriftlichen Mittheilung, wie wir sie in unsrem Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein

solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tieferen Kenntniß des Charakters führt. Wenn es gewiß nur Wenige sind, die an einem Briefwechsel, wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht jedermanns Sache sind, vor allem andren auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse, im Gebiete der Wissenschaften ist ihnen wenig fremd, sie haben Alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet, und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterforderniß, und sie ist nicht Allen verliehen, und in der That mehr angeboren, als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen andren geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lecture unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrigblieb, indem Sie auch nicht durch Ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigenthümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unsre besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben. So hat

sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Styl gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich, und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe, und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr' früh die Neigung gehabt, in ernsthafte Correspondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergleichen enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen, und Ihre empfangnen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf Jahren wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen gleich auch eine vielleicht seltne Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sey; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen, oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Theil Ihres Lebens von der größesten Wichtigkeit für Sie geworden. Ob nun gleich dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreut habe, und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie Sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet, und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellectuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Werth geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal der Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangnen Zeit, nach den Ihnen leider unersetzt gebliebnen Vermögensverlusten, ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie damals mit Sich, Verhängniß und Entschlüssen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten, und Sich so eine seltne Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleichgestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer, Sich eine unabhängige Selbständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre, und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indeß in einer freieren Lage, und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen seyn. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie so gern aus Ihrer sehr angestrengten Lebensweise herausgehoben wissen, und weiß zugleich, daß, was für viele andre paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rath und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vortheil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind, als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmal mit Liebe erwähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt, als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutz, Forthülfe und Correctur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rath, so ist es billig, daß ich Ihnen hülfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über frei gewählte Gegenstände. Ihre eignen Schicksale, und Mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch

Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestrengten Lebensweise, die Sie führen, sich nie erschöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzustände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre inneren Kräfte, seyn Sie nicht zu bescheiden, und sagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an Allem, was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre, und unwandelbar angehören werde. Ihr H.

75. Tegel, den 12. Junius, 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Post gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte . . .

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch so viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie so schöne und mannigfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langsamen und dann beschleunigten Rollens, und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verrathen, kamen hinter einander vor. Ich saß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtisch beschäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette, und schlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerscheinungen die Gewitter vorzugsweise.

Ob sie gleich freilich oft großen Schaden anrichten, und schmerzliche Verluste herbeiführen, so sind sie doch auch durch Kühlung, und den Regen, den sie gewähren, höchst wohlthätig. Hier in Tegel kommen sie selten recht herauf, weil der sehr große See das ist, was die Leute eine Wetterscheide nennen. Haben sie aber den Uebergang über den See gemacht, so ist es ein Beweis, daß sie groß genug waren, um den Abgang an Elektricität, welche die Wassermasse ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pflegen sie sich nachher noch lange zu halten. Sie sagen mir in Ihrem Brief, daß Sie im letzten strengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenstube hatten pflanzen lassen, und betrauern den Verlust der so schön herangewachsnen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verstehe es ganz. Es ist nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, sondern es kann sogar schmerzlich seyn, wenn man sich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Frost habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt, und einen Ahorn gespalten. Beides waren alte, wunderschöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer gesehen. Sie hatte einen sehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeste. Im Grunde aber bleibt die Akazie selten gesund, wenn sie ein Alter, wie diese gewiß hatte, von 45—50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt, und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen.

Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See giebt, die mir aber leid thut, so oft ich hinblicke. Die Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen gar nicht zu gedenken, geradezu still halten zu müssen, und sich nicht vom Fleck rühren zu können. Thieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch, als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie offenbar. Ihr Neigen sieht oft, wie eine Klage aus, daß sie so unbeweglich dastehen müssen. Der Sturm ist ohnehin die unerfreulichste, ja man kann wohl sagen, fürchterlichste Naturerscheinung. Schon daß er eine so furchtbare Gewalt unsichtbar ausübt, und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entsteht, und sich wendet, macht ihn viel schauerlicher, als die andren Naturerscheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Theilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Ihr Gartenhaus so wenig Sie sichert.

Sie haben es Sich schon wieder müssen gefallen lassen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen lassen, aber Sie sind zu gut, und unendlich gut, und sagen mir sehr freundlich, daß Ihre eignen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur sehr gesteigert seyen, und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebiets mit größerer Liebe betrachten, als früher. Das sind so schöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich sie mit Vergnügen ge-

lesen habe, und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte . . .

Sie sprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in diesem Sommer nach Schlesien gehen würde, und dies Ihnen minder lieb sey, weil es Ihnen eine so weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schlesien nicht berühren werde, in diesem Sommer noch weiter. Ich begleite nemlich meine Frau ins Bad nach Gastein. Dies Bad liegt hinter Salzburg, und ist also nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erst im Julius fort, und ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe, den ich noch vor meiner Abreise von hier schreiben werde, sagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder München besuchen, wo ich seit sehr langen Jahren nicht war. Unsre Abwesenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreise schon bedeutende Zeit verloren geht, und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gastein ist eine der interessantesten Gegenden Deutschlands. Ich habe es zwar noch nicht selbst gesehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg, und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gastein gewissermaßen die letzte und äußerste Schlucht ist. Gastein wird vom Norden Deutschlands wenig besucht, von Oesterreich und Baiern aber, und selbst aus Italien sehr viel. Dennoch sind alle Anstalten zum Wohnen und Leben dort sehr schlecht, und man denkt auch wenigstens nur sehr langsam darauf, sie zu verbessern. Da ich Tegel sehr liebe, so gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch ist das überwunden, wenn man

im Wagen sitzt, und in vieler Rücksicht freue ich mich auf diese Monate. Ich habe sehr lange keine Berge, und überhaupt keine wahrhaft große, schöne Natur gesehen, und so versetzt man sich immer gern in eine solche. Das Gasteiner Wasser gehört übrigens zu den wirksamsten, die man kennt. Was aber die Gesundheit betrift, so gehören die Badereisen zum Theil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und ersten Jugend war es höchst selten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, sich in Bewegung setzte, um seine Gesundheit durch ein Bad wieder herzustellen. Jetzt sind die Menschen beweglicher geworden, und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wissen sich auch, obgleich Alles jetzt kostbarer ist, die Mittel dazu zu schaffen, und so entsteht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend . . .

76. Tegel, Anfang Juli 1827.

. . . Es thut mir sehr leid, daß die große Wärme dieses Jahres, die sehr Vielen und auch mir so erwünscht und erfreulich ist, ganz entgegengesetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängstigungen, das Schlimmste von Allem, erregt. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir bessere Nachricht giebt.

Es ist mir sehr merkwürdig, daß Sie Sich einer so großen Reihe von Sommern erinnern, worin sehr wenig Sonnenwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abwesend, und in südlichen Ländern. Es geschicht mir überhaupt leicht, das

zu vergessen, was in der Zeit vorgefallen ist, die ich selbst erlebt habe. Ich bin in der viel älteren Geschichte viel besser bewandert. Ich besinne mich theils nicht auf das Geschehene, theils setze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran sich mir im Geiste oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereignisse, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In diesem Sommer aber ist Alles merkwürdig früh. Die Rosen sind schon vorüber, die Lilien werden es bald seyn. Zu den Lilien habe ich eine besondre Zuneigung, Farbe, Wuchs, Geruch, Alles ist unendlich lieblich, und mehr als das, sie haben eine Pracht, die allen andren Blumen fehlt. In Italien und Spanien sieht man viele Blumen wild, die man bei uns bloß in Gärten sieht. Aber Lilien sind sehr selten. Auf der Insel Ischia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, sehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe ist nicht so stralend weiß, und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürrsten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sey, das man der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen der Insel, danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt diese Lilien.

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Directors der Rheinisch Westindischen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit ein-

flößt. Ein Theil seiner Kinder wird wohl in England geboren seyn. Er hielt sich lange dort auf, theils in London, theils in Manchester, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl an Lebensweise, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen giebt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die, durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach, und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich, und würde den Wunsch ohne Anstand selbst theilen. Es ist ein so reiner, gar nicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt seyn mag, durch eine

höhere Fügung stirbt, so ist es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen giebt es kein reineres und schöneres Feuer, als das bloß durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiel hinweg genommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere Umstände herbeigeführter Tod ist dem natürlichen so nahe kommend, als dieser. Unstreitig aber sehen die vom Gewitter Erschlagnen weder den Blitz, noch hören sie den Donner. Es kann nur eine Secunde seyn, wo Leben und Bewußtseyn dahin sind. Es ist indeß sonderbar, daß Personen, die sich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meisten in Schrecken zu gerathen pflegen. Wenn man den Donner hört, ist alle Gefahr vorüber. Wie viel man ihnen das sagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch sein furchtbares Krachen und langsam steigendes Rollen die Nerven erschüttert, und damit alle ruhige und verständige Ueberlegung raubt, oder wenigstens schwächt. Es mag überhaupt die Gewitterfurcht nicht immer sowohl Furcht und ängstliche Besorgniß vor der drohenden Gefahr, sondern öfter eine Wirkung des Blitzes und Donners auf reizbare Nerven seyn. Es ist aber überhaupt eine nicht so leicht zu beantwortende Frage, ob vorzuziehen ist, schnell hinweggerufen zu werden, oder langsam zu sterben, und das Bewußtseyn seines Todes zu haben? Ich setze freilich dabei immer voraus, daß auch der langsame Tod ein schmerzloser sey. Selbst

theologisch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man sich dabei gedacht hat, ist wohl kein andrer gewesen, als daß man Zeit haben soll, sich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig sterbe. Davon, gestehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben seyn, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühl, Manches zu Gunsten eines vorauszusehenden, mit Bewußtseyn verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist, und in der That noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf diesen Brief nach München zu addressiren: abzugeben an Herrn von Küster, königlich Preußischen Gesandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Julius zu schreiben, und dann den Brief, wie gewöhnlich, und nach Bad Gastein über Salzburg zu addressiren.

Leben Sie recht wohl, liebste Charlotte, und suchen Sie Sich gegen den Ihnen so nachtheiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderlässe sich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geschwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßlust. Der Ihrige H.

Ich bin früh genug hier angekommen, was mich sehr freut, so kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier aus schreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu kommen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hinderniß antreffe, so denke ich übermorgen Abend im Besitz eines Briefes von Ihnen zu seyn. Denn ich weiß gewiß, daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat, den Brief abgeschickt haben. Es ist von hier nach München nur eine, und nicht einmal große Tagereise, und ich könnte sehr füglich schon morgen Abend dort seyn. Aber ich besuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas seitwärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf. Ich entschließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reisen, und thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequemlichkeiten scheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anstalten dagegen nicht, sondern gehe darin sehr einfach zu Werke. Von der Seite also wäre mir das Reisen nicht zuwider. Aber die Störung in meinen Geschäften ist es mir. Man kann es nicht vermeiden, daß nicht das Reisen zu einer Art Nichtsthun, oder wenigstens zu einer Art geschäftigen Müssigganges werde. Ich wehre mich zwar, so viel ich kann, dagegen, und wenn ich auch freilich nicht dieselben Arbeiten fortsetzen kann, so suche ich es wenigstens dahin zu bringen, daß es nur ein Wechsel von Arbeiten sey. Das Arbeiten ist, meinem Gefühle nach, dem Menschen so gut ein Bedürfniß, als Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen würde, bilden sich doch ein, etwas zu thun. Einen Müssiggänger, der es seiner

Meinung nach wäre, giebt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reise aber giebt es eine andre Weise der Beschäftigung, nemlich das stille Denken ohne einen Finger zu rühren, ohne zu lesen oder zu schreiben. Das kann man zwar auch zu Hause haben, aber die oft so gar unwichtige Geschäftigkeit erlaubt es nicht, man ist zu pedantisch, um es sich eben anders zu gestatten, als vielleicht bei einem einsamen Spaziergange. Ich halte sehr viel davon, und habe darum sogar schlaflose Nächte recht gern, nur daß ich zu diesen, da ich einen guten, gesunden Schlaf habe, kaum anders, als in Krankheiten komme. Beim Reisen aber tritt die Nothwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt ist. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reist, mit dem man gerne spricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Gespräch nicht ausgeht, und wo man mehr auf eine anziehende Weise angeregt wird, als man selbst anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich sprach nur erst vom Alleinreisen. Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müssigen Denken gehen lassen. Sie thun eher Alles, als denken, auch wenn sie ganz unbeschäftigt sind, oder sie geben sich, wenn sie gerade zu keinen höheren Beschäftigungen berufen sind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beschäftigungen der Männer sind leider so, daß sie das gleichzeitige innere Denken ausschließen, und doch den Geist gar nicht auf eine irgend würdige Weise in Anspruch nehmen. Auf diese Beschäftigungen haben doch Viele die Albernheit, einen Werth zu setzen, und sich etwas darauf einzubilden. Dies ist offenbar eine der Ursachen, warum in der Regel Frauen interessanter zu seyn pflegen, als Männer.

Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das stille Seyn der Seele für sich viel seltner durch die Arbeit gestört. Beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Eine Frau, die dessen sonst fähig ist, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, sind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet sich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erst zwischen München und Salzburg, und von da weiter bis Gastein. In München und Salzburg war ich schon mehrmals, doch machte ich nie einen längeren Aufenthalt daselbst. Bis hierher, und zwischen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannigfachen Naturschönheiten sind, aber sie liegen nicht an der Straße, theils zufällig, theils weil man diese mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth ist ein vorzüglich schönes Land, und auch noch der reizendste Strich, durch den ich seit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die sich sonst nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nemlich in großen, weiten, unterirdischen Höhlen ganze Haufen von Knochen großer Thiere, ja ganze Theile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern Sich gewiß davon gelesen zu haben. Es war eine Zeit lang sehr viel, selbst in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Theils waren die Knochen von Thieren, die man zwar sehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, theils aber gehören sie auch Thieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu seyn scheinen, da man in keinem Lande Kenntniß von ihnen hat.

Auch eine Menge versteinerter Pflanzen und Thiere aller Arten giebt es im Baireuthischen Gebirge, mehr als in den meisten andren. Eine schwer zu erklärende Sache ist es, daß man noch niemals versteinerte Menschen gefunden hat, nicht bloß hier nicht, sondern in keinem Theil des Erdbodens. Die menschlichen Knochen werden eben so wohl versteinern, als thierische, und nach der Schöpfung läßt sich doch kein eigentlicher Zwischenraum zwischen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Thieren, und zwischen der mit Menschen annehmen. Denn sonst könnte man glauben, daß die Epoche, wo thierische Substanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend gewesen sey, wo Menschen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächste Poststation von hier aus jenseits Baireuth hat eine überraschend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, ist nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmuthigen, mit Tannen bewachsnen Bergen umgeben, von denen man sich in einem ganz engen, kreisrunden Thal umschlossen sieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchthurm des Orts hervor, und an ihrer sonst grünbewachsnen Seite stehen viel ganz nackte, zackige Felsstücke heraus. Auf einem dieser Berge steht ein hoher, viereckiger Thurm, der sich ganz sonderbar ausnimmt. Er ist unten alt, oben aber größtentheils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es ist zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, sie regelmäßig aufzieht, da eine andre Uhr im Ort ist. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübsche Sorgfalt ist, den Thurm bloß hergestellt, um ein Stück des Alterthums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich

mit Ihren Gedanken, und wissen gern, durch welche Gegenden ich komme, und wobei ich verweile. Sie kennen und theilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß Vielen keines Blickes werth scheint. Wäre das nicht, so müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich so oft vor Ihnen gehen lasse, um so mehr, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reisebeschreibungen lieben, und auch lieber von mir solche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides sehr dankbar, und es ist eine mir gar liebe Vorstellung, daß Sie meine Beschreibungen, wie Gemälde, gern betrachten, eigentlich, weil sie von mir sind. Es ist das so rein weiblich, den Ansichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Busen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies selbst von einer Fremden angenehm seyn würde, wie sollte es mich nicht von Ihnen herzlich erfreuen!

Ich bitte Sie, mir so nach Gastein zu schreiben, daß Sie den 10. August den Brief abgehen lassen unter der gewöhnlichen Addresse. Nachher aber sollen Sie mir nicht eher schreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen sehr langsam nach Gastein, und ein später abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts bestimmen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit immer gleicher Theilnahme der Ihrige H.

78. **Bad Gastein, den 5. August, 1827.**

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. des vorigen Monats

geschrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch später, zugekommen seyn wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahr, daß die Post hierher ungemein langsam geht. Seitdem habe ich nun Ihren sehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Julius in München durch Herrn von Küster empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächsten Brief am 10. d. M. abzuschicken, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu späten Tag bestimmt haben, denn es scheint, daß unsre Badecur schon eher beendigt seyn wird, wie ich es früher nicht dachte. Wesentlich schadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeschickt wird. Es sollte mir nur leid seyn, so lange von Ihnen ohne Nachrichten zu seyn. — Der Ort hier liegt schon den höchsten Bergen Deutschlands sehr nahe. Man befindet sich selbst hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal ist überaus lieblich und schön. Von Salzburg hierher geht eine große, sehr bequem angelegte Straße. Doch ist das Thal sehr enge. Im Grunde dankt man dies Thal nur dem Lauf des Flusses, welcher darin sein Bett hat. Von Salzburg aus ist es den größesten Theil des Wegs über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Thalebene hinlaufen. Meistentheils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andre Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter nur auch mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier

weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lastthieren, oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Orts, da man, wenn man mit dem Gesicht gegen das Ende des Thals steht, mehrere Stufen von Bergen über einander sieht, deren unterste mit dunkeln Tannen bewachsen, und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andren Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen, und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfall hin, dieser ist kaum zwanzig Schritte vom Hause entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöse, das die Badegäste vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreise nicht einen Moment verläßt. Vielen, besonders nervenschwachen Personen ist dieser Lärm sehr zuwider, sie machen weite Spaziergänge,

um sich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht schlafen, und haben ein großes Wesen damit. Mir thut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächsten ist, und arbeite und schlafe vortreflich. Das einzige Unbequeme ist, daß, wenn man Besuch hat, man, um sich vor dem Rauschen zu verstehen, viel lauter, als sonst angenehm ist, reden muß. Die kleinen Felsenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Wasserfall weg an seinen höchsten Punkt gehende Brücke. Man hat dieser sehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie ist angenehm, und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringsten nichts Schreckliches. Geht man über diese Brücke, so steigt man noch eine Zeit lang zur Seite der eben ihrem Fall zustürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hiesige, das von noch höheren Bergen umgeben ist. Es ist meiner Empfindung nach bei weitem nicht so malerisch, als das hiesige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu steigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beschäftigen will. In dem Thale des eigentlichen Bades, das der Vorderseite des Schlosses gegenüber liegt, sind sehr schöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte, ohne hinauf oder hinab zu steigen, gehen könnte. Für Personen, die an den Füßen leiden, ist das schlimm, da es ihnen leicht an Bewegung mangelt. Indeß wird auch die Bewegung hier gar nicht, als nothwendig zur Cur angesehen. Man legt sich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bette, und

es wird für zuträglich gehalten, wenn man schläft. Die ersten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber schlafe ich immer. Ich bade nemlich schon um vier Uhr Morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27—28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Thal seiner größesten Schönheit beraubt. Ich kann Stunden lang dabei stehen, und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gälte es das Leben, das ruhige und stille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere, und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleineren. Aber seine Länge, und die Verschiedenheit bald senkrecht steiler, bald bloß einer mehr oder minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge giebt ihm wieder eine Mannigfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant seyn wird, noch mehr aber, weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anschauliches Bild von einem Ort empfangen, der, so viel ich weiß, noch wenig beschrieben ist. Sie sehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer schönen

Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreise besuchte ich auch München, und blieb vier Tage dort. Es ist von Kunstschätzen sehr viel, und unendlich Schönes da zu sehen. Der König hat sehr viel antike Statuen und Gemälde zusammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um sie darin aufzustellen. Dem Klima nach ist allerdings, wie Sie sagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer sehr hohen Fläche, und hat daher nicht bloß einen sehr strengen Winter, sondern auch sehr scharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbste. Die unmittelbare Gegend rund herum ist auch nicht schön, sondern eher häßlich zu nennen. Bloß der Englische Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang, und ist eine wirklich schöne Anlage.

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie also, Ihren nächsten Brief an mich am 28. August auf die Post zu geben, und nach Berlin, wie sonst gewöhnlich, zu addressiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundschaft und Theilnahme
Ihr H.

79. Bad Gastein, den 21. August, 1827.

Ich habe bereits vor mehreren Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. dieses Monats empfangen, und mich gefreut zu sehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abschickte, richtig zugekommen ist. Ich hoffe, Sie werden seitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus

geschrieben. Es ist sehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen lassen, als ich es bestimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt gesehen, mir die Nachrichten von Sich, von denen Sie wissen, wie sehr sie mich interessiren, früher zuzubringen.

Ob mich gleich in Ihren Briefen Alles interessirt, so habe ich mit besondrem Antheil in Ihrem letzten gelesen, was Sie mir von einer französischen Familie sagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheirathete Frau meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweise interessirt. Nach Allem, was Sie mir von ihr sagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß sie voll wahrer Anmuth seyn. Es wird mir sehr lieb seyn, wenn Sie mir mehr von ihr und dieser Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wissen, und in allen Beziehungen das Individuelle; es bereichert beständig, eine Gestalt mehr zu kennen, sey es, daß man sie selbst sah, oder daß man ihr Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt. Ich glaube aus Ihrem Briefe recht zu verstehen, daß dies eine ausgewanderte Familie ist, die in der Zeit der Revolution sich, wie alle Emigrirte, einen Zufluchtsort vor den Gefahren, die ihnen im Vaterlande drohten, im Auslande suchend, in Deutschland in Erwartung günstiger Veränderungen aufhielt, dann, als diese in der That eintraten, nach Frankreich zurückkehrte, und nun eine Reise in Ihre Gegend gemacht hat. Wenn unter diesen Emigrirten Kinder waren, welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am meisten die geistige Ent-

wickelung des jugendlichen Alters setzen muß, unter uns zugebracht haben, so dächte ich, könnte der Einfluß deutscher Sitten, deutscher Bildung und deutscher Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegangen seyn. Das jugendliche Alter stößt das Verschiedenartige nicht feindselig von sich zurück. Dies ist offenbar mehr eine Unart des späteren. In der Jugend öfnet offenbar der bemerkte Contrast mehr und eher die Empfänglichkeit, als er derselben im Wege steht. Es ist aber allerdings wahr, daß Ein Umstand bei den meisten französischen Emigrirten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutschland kaum fruchtbarer für sie geworden ist, als wenn sie nie unter uns den Fuß gesetzt hätten. In vielen Familien hat sich das auch auf die Kinder erstreckt, obgleich andre allerdings auch wieder die deutsche Erziehung sehr zweckmäßig benutzt haben. Ich kenne sogar Beispiele, wo die, welche als Kinder die Auswanderung theilten, sich so mit allem Deutschen verbunden und verschmolzen haben, daß sie ganz bei uns geblieben sind, und daß ihnen die Sprache ihres Vaterlandes selbst minder geläufig geworden ist. Jedoch sind diese Fälle freilich die seltneren. Der Umstand, von dem dieser ganz verschiedenartige Einfluß abhängt, ist nemlich der, wie weit diese Leute in die deutsche Sprache eingegangen sind, und sich mit ihrer besseren Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Brief darüber schreiben, war sehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. Nur gewisse klima-

tische Verhältnisse wirken gewissermaßen körperlich. So ist wenigstens das Heimweh der Schweizer zum Theil, das alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewissen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt ist, kann nicht wohl im Thal ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn, durch die schwerere, dumpfere und feuchtere Atmosphäre, in welcher er sich bewegen soll. Doch auch in diesem Fall bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Mensch durch das Ohr empfängt. Diese haben auf jede Weise eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nichts so sehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigenthümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den sogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt, und auf keine Melodie oder Musik beschränkt ist. Um auf die französischen Ausgewanderten zurückzukommen, so hat sich im Ganzen der Einfluß deutscher Art und Sprache, wo er noch Statt gefunden hat, wohl mehr auf die Männer, als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Umgang mit gebildeten Classen, sondern sie benutzten auch häufig deutsche Schulen, Gymnasien und Universitäten, was sie dann in volle Gemeinschaft mit der Sprache führte. Die Mädchen, mehr an den Kreis ihrer ganz französisch bleibenden Eltern gefesselt, lernten unsre Sprache nur auf todte und künstliche Weise durch Lehrmeister, oder gar aus dem Umgange mit dem Gesinde. Auf keinem dieser Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade sie

hätten Wohlthätiges für sich aus unsrer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verschmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäischen Nationen. Es bricht die Einseitigkeit, und wo dies auf die rechte Weise geschieht, da giebt man die eigne Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern glättet nur ihre schrofferen Ecken ab, behält aber ihren ächten und edlen Charakter nur auf eine noch festere, und sich mit allen inneren Gefühlen inniger verschlingende Weise bei.

Da die Badecur beendet scheint, so reise ich vermuthlich übermorgen, den 23. d. M., auf dem geradesten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreise braucht 10—12 Tage, so kann ich am 2.—3. September dort angelangt seyn. Es können sich indeß Verhinderungen für ein Paar Tage finden, denen man um so lieber nachgiebt, da der Aufenthalt hier sehr schön ist. Willkührlich hier seinen Aufenthalt verlängern, würde schwer seyn bei dem großen Andrange der Badegäste und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Brief gebeten, mir am 28. August, wie gewöhnlich, nach Berlin zu schreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundschaftlicher Theilnahme der Ihrige H.

80. **Tegel, den 5. September, 1827.**

Ich bin am 3. d. M. hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. August, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, so wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel

auf die Regelmäßigkeit, und selbst Briefe, die ich, wie die Ihrigen, zu jeder Zeit mit Freude empfange und lese, sind mir doch doppelt lieb, wenn sie gerade zu der Zeit, wo ich sie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens sehr an, und weiß sie zu erkennen und zu schätzen. Beim Empfang dieser Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. August bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen sehe, zwölf Tage gegangen, und so müßte er Ihnen diesen Morgen zukommen. Es ist bei dem Tage meiner Abreise, wie ich Ihnen denselben darin schrieb, geblieben, und auch die Reise habe ich Tag für Tag so machen können, wie ich es beschlossen hatte. Sie ist aber lang, und wenn man jede Nacht in größeren Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereisen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, sonst nirgends. So kam ich am 2. des Abends in Berlin an, und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende October, und wenn das Wetter zusagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es ist sehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter an meine Reise gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. August Morgens, wo ich abreiste, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, sehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang noch anhaltend noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erschien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicher Weise hatte ich noch in Salzburg einen leidlicheren und wenigstens etwas freieren Tag und Himmel, was dort sehr wichtig ist. Denn es giebt nicht leicht eine schönere Lage und

Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig sind, die in schöne Massen vertheilten Gebirge sieht. Einzelne kleine Berge, die man überall sonst groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel scheinen, sind in der Nähe der Stadt, und machen selbst einen Theil derselben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andren ein Capuziner-Kloster, ein dritter ist bloß mit anmuthigen Gärten bedeckt. Dieser begränzt die Stadt, und eins der Thore ist durch ihn hindurch gesprengt. Man erzählt, daß der Erzbischof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran), es that, um seinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verschaffen, den er ihm früher geschenkt hatte. Hinter Salzburg und bis Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es sich freilich auch nicht mit Salzburg messen darf.

Vor dem Gasteiner Wasserfall scheinen Sie einen großen Respect zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht gestört hat. Sie wundern Sich, daß nach der Milde meines Wesens eine Gegend, wie die Gasteiner mir gerade vorzugsweise gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewisser Gegensatz darin, aber auf der andren Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtlose Milde in sich trägt und bewahrt, sieht auch die umgebende Natur mit dem Auge seiner Gesinnung an, und das andren furchtbar und beengend Erscheinende ist ihm nur groß, feierlich und ernst. Dagegen fordern finstre, verschlossne, harte Gemüther eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in bloß beschwichtigender Ge-

stalt um sich, weil, wenn sie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint sind, sie nicht wollen, daß ihnen selbst auf gleiche Weise gewissermaßen feindselig entgegengekommen wird.

Ich habe also vergessen, Ihnen zu sagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, dies zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle spielt, sollte nothwendig davon beginnen. Ich will es also nachholen. Sie erinnern Sich aus meiner Beschreibung, daß das Thal von Gastein nur nach einer Seite hin offen ist, indem sich gerade der Oefnung gegenüber eine Querwand von Felsen, von denen der Wasserfall herunterkommt, davor stellt. Die Oefnung nun ist nach Nordwest, doch mehr nördlich, als westlich, und der Wasserfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderseite meines Zimmers ging nach Norden, die Querseite, es war eine Eckstube, nach Westen. Auf den beiden andren Seiten stießen andre Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begränzenden Berge weniger hoch sind, als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, so kam die Morgensonne schon immer ziemlich früh in das Thal, wenigstens vor acht Uhr. Wie lange vorher, weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gastein Vorschrift ist, immer wieder ein Paar Stunden schlief. Aber Abends verließ sie das Thal zwischen vier und fünf Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthaltes nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin ist aber die Ebene nicht besser daran.

Hier kann man sich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich gestern einheizen müssen. Heute aber war es ein schöner, warmer und sonniger Tag, an dem man sich einmal wieder sehr erfreut. Was in meiner Gasteiner Wohnung weniger angenehm war, war, daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinausging, nicht sah. Nach Norden hin war das unmöglich, und nach Westen zu war er zu kurz am Himmel bei dem beschränkten Horizont, und ging auch so viel tiefer auf, und mehr südlich, als die Sonne, daß der Mondschein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein Paar Mal sehr schön gesehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam, und wie ein goldner Nachen unmittelbar darauf zu ruhen schien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Gesinnungen für mich sagen, hat mir, wie immer, die größeste Freude gemacht. Die tief und wahr empfundne, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die seltne, zartsinnige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken spricht, ist mir ungemein wohlthätig, und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir sehen, und bei demjenigen in mir verweilen, an dessen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigsten gearbeitet habe. Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie Sich gegen mich aussprechen, gerecht ist, aber Sie können auch sicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechsel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vorsatze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu lassen, und das wollen wir als unumstößlich ansehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu schreiben, wenn dies

nach der Ankunft dieses Briefes möglich ist. Ist es das nicht, so bitte ich Sie, nicht den nächstfolgenden Dienstag abzuwarten, sondern den nächsten Posttag nach Empfang dieses Ihren Brief abgehen zu lassen. Mit den herzlichsten Gesinnungen unveränderlich der Ihrige H

81. Tegel, den 21. September, 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. sind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide besondre Freude gemacht, da sich die Gesinnungen, die Sie mir schenken, darin gerade auf die angenehmste und mir gefälligste Art aussprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Ueberraschung, daß mir der erste dieser Briefe unerwartet kam, als eine liebe Zugabe außer der Regel, weshalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen bestimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber sey, auf den Tag, nicht früher und nicht später, den Brief zu erhalten, so sagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm sey.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen Grund für eine ausgewanderte Familie hielt, hat mich sehr interessirt, und Sie haben dieselbe auf Ihre Art recht hübsch in beide Briefe vertheilt. Ich bitte, fahren Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor allen interessirt, und die Sie Therese nennen, enthält Ihre Erzählung bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein anschauliches Bild von ihr machen könnte. Das Hauptsächlichste, was sie betreffen wird,

muß erst kommen. Bis jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hülfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältniß ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Daseyn belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch andre, wie ich durch Sie von dieser Familie, hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade aus ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, daß Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerem, da in dieser Fortsetzung Therese mehr ausgemalt und charakterisirt erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sichres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer Ihnen ziemlich zusagenden äußeren Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie Sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte.

Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußeren Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. Diese aber ist die Grundlage aller Tugend, so wie aller inneren größeren Gesinnung. Sie sagen in Ihrem Briefe vom 15. September: ich weiß, daß Alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, so bleibt, wie es ist. Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie besorgten es einmal, und obgleich auch damals Ihre Besorgniß ungegründet war, konnte sie dennoch damals eher entstehen. Es sind seitdem über zwei Jahre verflossen, und Sie haben gesehen, wie unnöthig Ihre Besorgnisse waren, und nicht die leiseste Umänderung eingetreten ist, und das Verhältniß unter uns dadurch zu dem geworden ist, was Ihnen das liebste ist, und die Gestalt angenommen hat, die Ihnen am meisten zusagt. In mir ist eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichsten Theil an Ihnen und Ihrem Schicksal, wünsche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünschen nach, wo es sich so thun läßt und so geschehen kann, daß ich nicht aus meinem inneren Kreise herausgehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Gesinnungen nach mich nie täuschen, aber ich kann auch von niemanden getäuscht werden, da ich von keinem auf etwas Anspruch mache, mich keinem mit Erwartungen nähere, sondern mein inneres Bedürfniß so mit meinem eignen inneren Vermögen in Gleichgewicht gesetzt habe, daß sich das erstere nie nach außen zu wenden braucht.

Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nie auf Dank rechne, sondern das, was ich für andre thue, wenn es mir nicht gewissermaßen gleichgültig erscheint, aus Ideen und Grundsätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den andren ganz unabhängigen Werth haben. Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Wesen ausmacht, ist abgeschlossen in sich, und unabhängig von allen solchen das Leben so Vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sichrere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Theilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Werth derselben. Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verläugnende Ernst und die in sich geschlossne Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußeren Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus meinem Inneren zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran herauf blicken, und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Antheil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude Ihnen nützlich und erfreulich zu seyn, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. October und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsre

sicherste und beste Jahrszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahr sich selbst übertrift. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr

H.

82. Tegel, den 8. October, 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. October vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was sagen Sie zu diesem prachtvollen Wetter? Man kann unmöglich es so ungerührt an sich vorüber gehen lassen. Indeß liebe ich an unsrem nördlichen Klima das, daß die Jahrszeiten sich von einander unterscheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In südlichen Ländern ist das nicht so, der Frühling trennt sich nicht bestimmt wie bei uns vom Winter, er ist mehr nur der noch mildere Theil desselben. Gerade aber der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitre Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbst, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahrszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode, und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was einer in der inneren Tiefe seines Gemüths denkt, stellt unter ganz verschiednen Formen immer diesen Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahrszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derselben, und vielen andren Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf beziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andre Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nemlich fühlen, daß Alles darauf hinausgeht, eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundnen und unvollkommnen Zustand in den freieren und vollkommneren gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Daseyn Erstehen nicht, als bloß zufällig geschehend, oder auf irdische Ereignisse berechnet vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwickelung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben so kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben, den, welcher im Leben mehr und höher zu geistiger Stärke gereift war, nicht so, als den führen und stellen, der darin zurückgeblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für sie Gereifte. So muß also auch der Mensch diese Reife in sich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben ist nur eine und eben dieselbe. Denn sie ist eine Trennung vom Irdischen, eine Gleichgültigkeit gegen irdischen Genuß

und irdische Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt sind, ein sich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es ist mit einem Wort die Stimmung, daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverläugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitre, furchtlose Ruhe, die, nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über dem so in sich gestimmten Menschen ausbreitet . . .

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von Struve hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie seyn, und selbst wenn große und vielleicht selbst partheiische Liebe den Pinsel führte, ist Ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

83. Tegel, den 26. October, 1827.

Entschuldigen Sie Sich nie, liebe Charlotte, wenn Sie einmal einen Posttag später schreiben, als ich Ihnen meinen Wunsch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie sind immer so pünktlich und aufmerksam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beseitigen konnten. Auch bestimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünschen.

Sie haben sehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu sagen, daß der 18. October, den man gleich nach dem

Ereigniß, welches damals so ungeheuer schien, ewig feiern wollte, jetzt schon beinahe vergessen ist. Wahrhaft als ein Erinnerungstag gefeiert wird er noch in Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andre treibt, und daß es kaum möglich ist, eins auf sehr lange festzuhalten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Inneren der Brust, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schicksals, wodurch die menschlichen Plane an einem so denkwürdigen Tage ein solches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über Alles hinweghebende, sich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erstirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erschien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht seyn mag, so ist es doch natürlich, und ist, so lange die Welt steht, so gewesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußeren Dingen die größeste Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Daseyn von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andre ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindungen stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von Allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr

der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was wichtig und unwichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltne wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt, und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber darum doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß so von allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen inneren Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiednen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und früheren Mannesalter sagt Alles mehr zu, was auf einen größeren Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen . . .

84. **Berlin, im December 1827.**

. . . Wir stehen wieder am Schlusse eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben schon oft in unsren Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der That ginge die Zeit eben so leer und eben so bewegt, wie sie jeder ergreift, und wie sie jeder aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein diese

trocken vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andren auf einander folgenden Tagen über. Es ist, als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigstens ihren ununterbrochnen und ungeschiednen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Gränze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verflossnen Zeitabschnitt zusammen, und umspannt den nächstfolgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hofnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlassungen, dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es gewahr zu werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal gethan, sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft, und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu sehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehnt bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechslen, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andren angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigne Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freut mich nicht allein, daß Sie auch diese Neigung, wie so viele andre mit mir theilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsre Blicke wohl oft in einem Planeten oder andren Gestirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und für uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst, wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf, und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge ungeschiednen Glanzschimmer

der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, bloß um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab, und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend erfordre. So unläugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöht, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die, ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, bloß weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als stralte einem jeder

Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklich schönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut. . . .

Die gedrückte und schwermüthige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrießliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen, und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegentreten. Aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht und hell, bald dicht und finster gethürmt einher ziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für das Gemüth ist der Wille. Allein wenn dies sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Werth und Wichtigkeit haben. Es giebt etwas, das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebste Charlotte, inwohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als Alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu

nennen pflegt. Es ist der Friede der Seele. Er wird nach Verschiedenheit der menschlichen Richtungen auf sehr verschiednen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußeren Glück und selbst Glanz Lebende bedarf dieses Friedens eben so sehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladne. Aber er erlangt ihn schwerer. Denn jeder Friede ist ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältnissen schwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewissens, damit allein aber ist es nicht errungen. Man muß sich zufrieden mit seinem Schicksale empfinden, sich mit Ruhe und Wahrheit sagen, daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demuth, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt. Da die schwerere, sorgenvollere Lage auch das Verdienst erhöht, sich ohne Klage zu finden und sich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, so gelangt man auf diesem Wege zur harmonischen Uebereinstimmung mit dem Geschicke, wie es auch seyn möge. Sie, liebe Charlotte, wissen und üben das Alles selbst. Sie brauchen nur in Sich und mit Vertrauen auf Ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die schwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn sie anders nicht einen äußeren Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich sehr einwirkend seyn kann und von mancherlei Art. Wie sehr wünsche ich, daß Alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorstellung drückt, im alten Jahr zurückbleibe, und das neue heiter und froh beginne. Mit diesen herzlichen Wünschen
Ihr H.

. . . Der Abschnitt eines Jahres hat immer eine gewisse Feierlichkeit, meiner Empfindung nach mehr und ganz anders, als ein Geburtstag. Dieser bezieht sich immer nur auf Eine Person, und für den, der ihn sonst erlebt, ist er nur ein Abschnitt im Abschnitte des ganzen Jahrs. Für Alle eine Erneuerung der Epochen ist nur das erneuerte Jahr selbst, und es erregt daher auch eine allgemeine Theilnahme. Das Jahr selbst, das abgeschiedne und das neu eintretende, wird wie eine Person betrachtet, von der man Abschied nimmt und die man begrüßt. Jedes Jahr hat seine eignen geschichtlichen Ereignisse, die sich in die Reihe der individuellen Schicksale verweben, selbst wenn man gar keinen Theil daran nimmt, da man sich beinahe unwillkührlich daran erinnert, bei diesem oder jenem nur einen selbst betreffenden Vorfall gerade auch von diesem oder jenem öffentlichen Ereigniß gehört zu haben. Es ist aber auch keine Einbildung, daß die Jahre glücklich oder unglücklich für die Menschen sind, und daß man es ihnen gleichsam ansieht, wie sie sich in dieser Hinsicht gestalten werden. Ich meine damit nicht große Unglücksfälle, aber so das kleine Misrathen aller Unternehmungen, das Fehlschlagen der frohen Erwartungen, die man sich auf diese oder jene Weise gebildet hatte, in der Art, wie es auch Tage so giebt, wo man z. B. in Allem ungeschickt ist, alle Augenblicke etwas fallen läßt, sagt was man nicht sagen soll, und wie es so oft in Träumen geschieht, niemals zu dem kommt, was man in der Absicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schicksal, als im Menschen, der sich immer selbst sein Schicksal

macht. Es kommt wohl oft von den ersten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahrs bekommt, und die gleich das Vertrauen auf sein Glück schwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigstens Besorgnisse erwecken. Bisweilen ist es auch bloß phantastisch. So halte ich viel von der Jahrszahl. Wenn sie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen so schöne gerade Zahlen wie in 1828. sind, so flößt das eine gewisse freudige Sicherheit ein. Man schließt sich in das Jahr mit heitrem Muthe ein, wie in ein Fahrzeug, das schon durch sein Ansehen verspricht, einen sicher an das Ufer des nächsten Jahres zu bringen. Wenn ich sagte, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist das ein altes Sprichwort, freilich ein heidnisches, das aber auch, christlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es ist nemlich hier von dem inneren Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das äußere aufnimmt, und das hat der Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohlthätige höhere Macht in sich erhalten, und wenn es ihm noch daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich selbst abhinge, so gäbe es keine Freiheit . . .

Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschen bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es ist eine solche Harmonie hierin, wie in allen Dingen der Natur, daß man sie auch gegenseitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweist um so klarer und sichrer diese höhere Fügung, die jener Harmonie das Daseyn gegeben . . .

In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine größere Reise machen und wohl erst in sechs Monaten zurückkommen. Meine jüngste Tochter ist, wie Sie wissen, an Herrn von Bülow verheirathet, und dieser ist jetzt Preußischer Gesandter in London. Er ist schon seit mehreren Monaten dort, und meine Tochter will ihm nun mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen. Dahin nun werde ich, meine Frau und meine älteste Tochter sie begleiten. Wir gehen über Paris und halten uns dort einige Wochen auf, dann gehen wir nach London über und bleiben dort etwa anderthalb Monate. Von da reisen wir, ich, meine Frau und älteste Tochter, wieder über Paris, und dann über Straßburg und München nach Gastein, und brauchen dort die gewöhnliche Badecur. Ende September können wir auf diese Weise wieder hier seyn. Ich mache die Reise sehr gern, und das Einzige, was mir daran unlieb ist, ist die Nothwendigkeit, schon in der Mitte Augusts wieder in Gastein seyn zu müssen. Ich liebe zwar Gastein sehr, und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen, und dann auch später hierher zurückkommen. So setzt mir das Bad zu bestimmte Gränzen in meinem Aufenthalt. Paris und London sehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebsten in den größesten Städten. Mitten im Gewühl ist man wieder in der Einsamkeit. Solch eine Reise scheint sehr groß, und ist es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende ist die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch so groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und so ist es viel weniger unbequem, als es auf den ersten Anblick scheint. Das

Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm seyn, doch ist in Deutschland der April gewöhnlich gut, und sollte der Mai Nücken von Rauhheit haben wollen, so sind wir dann schon im milderen Frankreich. Meinen Schwiegersohn finden wir in London schon in einem ganz eingerichteten Hause, und so entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man sonst in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner Frau und Kindern in den früheren Jahren meiner Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es sind mir zwei Kinder dort geboren und eins gestorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Kriegs zweimal ohne sie. Jetzt sind es freilich elf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demselben Gefühl sah ich die felsigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818. verließ. Das Schicksal hat es sonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegersohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuthlich lange dort, und so wird mir das eine Veranlassung werden, auch öfter hinzureisen. Thäte ich es aber je allein, so würde ich nicht den weiten Weg über Paris, sondern gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man ist alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei Wochen hin- und herreisen, und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unsrem Briefwechsel einrichten, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch

unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies ist vorzüglich nur das erste Mal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung sey, der Zwischenraum derselbe. Ich werde es übrigens so einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher schicken. Hier ist ohnehin ein Mensch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachsendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, so wird alles im gewohnten Geleise bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo sehr hübsch gesagt ist, daß man immer nur die Orte gern besucht, die man schon von früher her kennt. Das ist aus sehr richtiger Beobachtung geschöpft, es ist wirklich so und macht den Empfindungen des Menschen Ehre. Man behandelt Orte wie Menschen, und kehrt nur zu den schon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem stillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da sie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt ist; gern beantworte ich Ihre Fragen, so viel ich es selbst kann. Daß Ihnen früher die Zahllosigkeit der Gestirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erschien, habe ich sonst kaum begreifen können, und es freut mich, daß sich diese Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur schon ist eine erhebende, heitre, die ich gerade zu den am meisten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie, als Größe niederdrückend wäre, so würde sie wieder erhebend und beglückend seyn

durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle Geschöpfe darin ausspricht. Ueberhaupt ist es doch nur die physische Macht und Größe, welche, als gewissermaßen niederdrückend, Furcht einflößen kann. So unendliche physische Macht aber auch diejenige ist, welche sich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darstellt, so ist sie doch noch weit mehr eine moralische. Diese aber, das wahrhaft Erhabne, erweitert immer das Innere, macht freier athmen und erscheint allemal in Milde, als Trost, Hülfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese schaffende allmächtige Größe überall sich in gleicher, gleiche Bewunderung auf sich ziehender Stärke sehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Gestirnen sie in einfacheren Verhältnissen erscheint. Sie drängt sich der Phantasie mehr auf, es ist Alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch seine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältnisse findet, die sich auf mathematische zurückbringen lassen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken besser, als die Erde und ihre Geschöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und seyn Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir sagen, großes Interesse für mich hat und mir immer willkommen ist. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Antheil. H.

85a.

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst, und wenn man es nur will, so viel

Nützliches für andre enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugthuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus wahrer Pflicht Alles thun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern, und es sich und andren nützlich zu machen . . .

Der Ernst, und selbst der größeste des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bittres, das Leben selbst Verleidendes . . .

Wenn man auch das Ende des irdischen Daseyns gar nicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegensieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen, auf irgend eine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen . . .

Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirthshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

86*. Berlin, den 21. März, 1828.

Es freut mich, Ihnen, liebe Charlotte, sagen zu können, daß sich unsre Reise so geändert hat, daß wir über Cassel gehen werden. Wir werden dazu durch Umstände veranlaßt, die es zu weitläuftig seyn würde auseinanderzusetzen. Unser Plan ist am 31. von hier abzureisen und hiernach können wir am 2. April in Cassel seyn. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und also zwei Nächte weiß ich noch nicht. Ueberhaupt ist kein Plan gewiß, wenn man mit Mehreren reist.

Ich freue mich sehr Sie zu sehen. Es wird freilich nur auf Eine oder zwei Stunden seyn können, aber es ist immer schön sich zu sehen. Wollen Sie mir aber einen Gefallen thun, so richten Sie es ganz so ein, wie ich Ihnen hier sagen werde. Ich bitte Sie nichts zu thun als bloß, was Ihnen sehr leicht seyn wird, am 2. bis 4. April, wenn sich meine Reise änderte, zu Hause zu bleiben. Komme ich früh genug in Cassel an, so komme ich noch denselben Abend zu Ihnen. Ist es zu spät, so komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erst am Abend seyn sollte. Denn ich wollte doch, da meine Frau nie in Cassel war, das Merkwürdige dort mit ihr besehen, nach Wilhelmshöhe fahren, auch selbst einige andre Besuche machen. Komme ich früh genug, und bleibe doch den andren Tag, so sehe ich Sie beide Tage. Ihre Wohnung werde ich schon finden. Ein Lohnbedienter wird sie schon wissen, und ich werde nicht wie ich addressire, sondern nach der Räthin Diede fragen. Erführe ich es so nicht, so frage ich in der bekannten Nummer nach.

Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf diesen Brief noch hier finden kann. Sonst würde es mir sehr lieb seyn, wenn Sie mir noch einige Zeilen herschrieben.

Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlichem Antheil der Ihrige, Humboldt.

87. Cassel, Anfang April 1828.

... Ich glaubte gestern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwischen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde gesehen. So war es unmöglich.

Sie in Ihrem Hause gesehen zu haben, hat mir große

Freude gemacht und hat mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen. Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris, und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden . . .

88. Paris, den 23. April, 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier am 15. dieses Monats, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. des vorigen gefunden, und danke Ihnen noch sehr für die Sorgfalt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für diese Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrscht. Ich bin hernach Zeuge dieser Freude selbst gewesen, und Ihre Freude, die dieser Brief ausdrückt, hat mir dieselbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie ist mir ein neuer, sehr angenehmer Beweis Ihrer Gesinnungen gewesen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe diese Gesinnungen aussprachen, sie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Aeußerung gesehen. Es ist mir sehr viel werth, selbst bei Ihnen gewesen zu seyn, es hat mir einen anschaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wieder gesehen zu haben. Das Leben, wie Sie es Sich dort eingerichtet haben, ist sehr hübsch, und spricht für den Geist und die Weise, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heitren Einsamkeit, und Alles in Ihrem kleinen Hause, aber gar nicht so kleinen Garten, spricht einen gleich beim Hereinkommen so an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Wie viel muß der Garten durch beides gewinnen, wo Sie

dann im vollen, dichten Grün wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abgesondert halten, und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind, oder frei allein seyn wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen bloß an das erinnern kann, was man frei von andrer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andre anreihen. Es ist eben so auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich, nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend, sie mir zu verschiednen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihnen. Aber auch oben, wo Sie arbeiten und schlafen, sind Ihre Zimmer sehr hübsch und bequem, wenn gleich klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel Verstand, Ordnung und Genügsamkeit herrscht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmeren und erfreulicheren Eindruck, weil es sichtbar ist, daß Sie Sich dieses Daseyn selbst geschaffen haben, und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre

besonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg seyn werden, ob die Idee gleich immer bei mir wiederkehrt, daß Sie ein weniger angestrengtes Leben bei Ihnen zusagender größerer Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Antheil ich an der Erfüllung dieses Wunsches nehmen würde. . .

Unsre Reise ist zwar recht glücklich gewesen, in sofern als sich kein sonderlich unangenehmer Zufall beigemischt hat. Aber wir sind von Cassel aus viel langsamer gereist, als bis dahin. Worüber wir uns sehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwischen Cassel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reise mit Frauen und Kindern ist das beschwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, diese Verzögerung war aber nicht willkührlich diesmal, sondern nöthig. Theils war es meiner Frau und den Kindern nothwendig auszuruhen, theils waren Reparaturen an Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrießlich, weil er immer so viel Tage dem hiesigen entriß, sonst hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es giebt wirklich nur sehr wenige Städte in Deutschland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet sich hauptsächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es so äußerst hübsche Umgebungen. Ich rede hier nicht bloß von den schön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, sondern von der Gegend selbst. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehreren Punkten einen höchst reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort spazieren

gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner fast im Allgemeinen eines großen oder wenigstens hinreichenden Wohlstandes genießen. Der wahre, große Reichthum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andren größeren Orten, von Armuth und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Noth und Armuth in zu großem Contrast mit dem Wohlstande antrift.

Von Frankfurt aus bis Saarbrück haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt, und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagsessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Theil schlecht, und sehr schlecht, im Ganzen mittelmäßig, und nirgends recht gut. Gute Wirthshäuser findet man nur in den größesten Provinzialstädten, wie Lyon u. s. w. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich, und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich misfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsren deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen,

und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsren kleinen Marktflecken, und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, sie weniger anmuthig erscheinen zu lassen, vor allem die schweren und ungeschickten Holzschuhe. Dieser wenig reizende Anblick des Landvolks und seiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reisens in Frankreich sehr viel, und wird von allen Reisenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum, oder fahre, und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen, und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedne Male, zum ersten Mal schon 1789. hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegentheil führe, allein ich habe in den verschiednen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist auch überhaupt nicht meine Art, so an Einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde,

oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig wohl dabei.

Paris hat sich in den 13 Jahren, daß ich es nicht gesehen habe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer geworden. Auch in Wissenschaften und Künsten ist das Leben und alles Interessante gestiegen. Eine solche Stadt ist mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größesten deutschen haben dagegen etwas Kleinstädtisches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, ist allerdings eine solche Stadt jeder andren vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Sie sehen, daß ich die Briefe auf dem Ihnen angegebnen Wege richtig bekomme. Den meinigen will ich versuchen, geradezu, wie Sie wünschten, gehen zu lassen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen braucht. Sie werden mir schreiben, wann er in Ihren Händen gewesen ist. Ihnen in der Entfernung einen Tag zu bestimmen, an dem Sie mir schreiben, halte ich nicht für thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, so wäre doch der 20. Mai das späteste. Man schickt mir Ihre Briefe eben so nach London, als hierher nach, und die Entfernung ist eher kleiner.

Mit der innigsten und aufrichtigsten Theilnahme Ihr H.

89. London, den 20. Mai, 1828.

Wir sind gestern Nachmittag glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und sind alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie werden meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen haben; ich habe seitdem den Ihrigen, am 8. geschlossnen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie hätten mir keinen deutlicheren und überzeugenderen Beweis von dem geben können, was mein Besuch Ihnen gewesen ist, als Sie durch diesen Brief gethan haben. Er hat mich ungemein gerührt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Auch mir ist es eine sehr angenehme Erinnerung, Sie in Ihrer ganzen häuslichen Umgebung gesehen zu haben. Ich kann Ihnen mit völliger Wahrheit sagen, daß mir auch die letztere einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen hat. Sie ist einfach und flößt dennoch die Ueberzeugung ein, daß denen, die sich darin befinden, in ihrem Inneren und Aeußeren wohl ist, und was kann der Mensch eigentlich mehr verlangen? Das einsame Gartenleben, das Sie, von jedermann unabhängig, führen, hat schon durch die drei Punkte, daß es unabhängig, der Natur so nahe, und einsam ist, etwas so Reizendes, daß es wenigen Menschen auf Erden gegönnt ist. Sie danken es allein Sich selbst. Das Daseyn, was Sie haben, haben Sie Sich selbst, zuerst durch eine charakteristische Wahl, dann durch helle Einsicht, Erfindungskraft und Schönheitssinn, wie durch Nachdenken, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer verschaft. Sie dürfen Sich selbst darin achten, daß Sie, bei den ehrenvollen unersetzten Vermögensverlusten, nun die Kraft hatten, Sich nur an Sich zu halten, und niemand, wie man wohl sagt, zur

Last zu fallen. Sie gewannen so eine Freiheit, die Wenigen zu Theil wird, und worin jeder Sie ungestört respectiren muß. Ich erinnere mich recht gut, wie Sie nur nach und nach, und stufenweise zu der Fertigkeit gekommen sind, die Sie jetzt besitzen. Sie haben mir einmal eine Schilderung davon gemacht, die ich nie vergessen werde, da sie so wahr und natürlich war. Auch sagen Sie in Ihrem jetzigen Briefe, wie Sie erst vor kurzem dahin gelangt sind, dem unteren Theile Ihres Hauses ein so heitres und freundliches Ansehen zu geben. Es ist Ihnen das sehr gelungen . . . So ist es auch mir angenehm zu denken, daß gerade das, was Ihnen in Ihrem Hausstande nach Ihrer eigenthümlichen Empfindungsweise das Liebste ist, Ihnen von mir kommt . . . Was aber mehr als Alles mich mit dem innigsten Interesse erfüllt, ist, daß in dieser so sehr angestrengten Lebensweise, die Sie oft selbst Arbeitsnoth nennen, Ihr Inneres frei blieb, und sich erheben kann, indem Ihnen nicht einmal die Zeit bleibt, Sich die Lecture auszuwählen, die Ihnen zusagen könnte. Sie wiederholen mir jetzt schriftlich, was Sie mir mündlich auf die liebevollste Weise sagten, daß Sie Sich an meinen Ideen nähren, daß Sie Sich daran erheben, daß Sie dadurch erleuchtet werden. O! er hat mich sehr gerührt, dieser Ausdruck Ihres Gemüths, Ihrer so weiblichen, ergebnen Gesinnungen. Wenn es denn so ist, liebste Charlotte, so fassen Sie die Gewißheit in ein unerschütterlich vertrauensvolles Herz, daß meine Gesinnungen für Sie so unwandelbar sind, wie mein Antheil an Ihnen . . .

Seit ich Ihnen aus Paris schrieb, ist es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. ver-

lassen, und sind am 19. von Calais gerade nach London übergeschifft. Man macht die Ueberfahrt jetzt in Dampfböten, es giebt selbst für Reisende keine andre mehr. Es ist auch eine sehr bequeme Manier. Die Schiffe sind groß, haben außer der Anstalt für den Dampf auch Segel, die sie, wenn der Wind günstig ist, auch gebrauchen, und man kommt meistentheils, wie es unser Fall war, in weniger als 12 Stunden von Calais bis London über. Es war das schönste Wetter, was man denken kann. Die ersten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff schwankte sehr. Die meisten Personen wurden krank, und viele legten sich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Wasser, sondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll schönen Anblicks des Meeres erfreut. Vorzüglich groß und schön war der Sonnenaufgang, der mich um so mehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meere gesehen hatte. Wir segelten nemlich schon um 3 Uhr Morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegersohn und sind also sehr angenehm im Schooße unsrer Familie. London überrascht immer aufs neue durch seine Größe, seine Volkszahl und die daraus entstehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger schöne freie Ansichten, als Paris, das durch die großen öffentlichen und vielen Privatgärten hier und da ein ordentlich ländliches Ansehen hat. Aber es erregt, als Stadt, als an einem Orte zusammengeflossne, und sich in beständiger Mannigfaltigkeit und doch im höchsten Wohlseyn regende Volksmasse, eine größere Bewunderung.

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben, und

dann unsre Rückreise antreten. Allerdings war es und ist es eine große, und unter den Umständen, wie wir sie machten, anstrengende Reise. Aber den Hauptzweck haben wir erfüllt, meine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer Bestimmung gebracht. Das Uebrige wird ja auch gut gehen.

Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief mit einiger Verspätung erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders, als über Berlin gehen lassen, es ist zu weitläuftig, Ihnen das zu erklären, es ist aber so. Schreiben Sie mir auf die gewöhnliche Weise. Ihr H.

90. London, den 20. Junius, 1828.

. . . Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Gesundheitszustand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb besorgt gemacht hat. Daß ich älter geworden bin, seit wir uns in Frankfurt sahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf diesen Tag auf der ganzen Reise durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt sich, ohne daß ich irgend eine Unbequemlichkeit fühle, in alle abweichenden Lebensweisen. Man ißt hier nie vor $1/2$ 8 Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch 8 und bisweilen 9 Uhr. Ich frühstücke, da man hier im Hause spät aufsteht, um halb 10 Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu essen, und dazwischen und dem Mittagsessen nehme ich nichts. Sie brauchen also gewiß nicht besorgt meinetwegen zu seyn.

Unser Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Wir schiffen uns zwischen dem 10. und 15. Julius wieder ein. Es thut mir sehr leid nicht länger bleiben zu

können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsre Badereise, und die Nothwendigkeit, den 15. August in Gastein zu seyn, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an interessanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich angenehm zu beschäftigen. Es giebt eine große Menge der schönsten und merkwürdigsten Kunstsachen hier, einen unglaublichen Reichthum von Statuen und Gemälden, auch in Privathäusern, die einzeln aufzusuchen viel Zeit fordert. In Paris ist das viel leichter, da man Alles an wenig Orten beisammen findet. Außerdem ist auch sehr viel für Wissenschaften und Sprachen zu thun, vorzüglich für die letzteren, da hier aus allen Welttheilen Menschen zusammenkommen. Endlich ist jetzt gerade die Zeit der meisten Gesellschaften, so daß man ohne Ende Mittags und Abends ausgebeten ist . . .

91. London, den 16. Julius, 1828.

Ich reise übermorgen von hier ab, und gehe wieder über Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde. Dann gehe ich nach Gastein, und mache vielleicht nur noch einen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort seyn sollte, da ich diesen wiederzusehen wünschte. Ich bin mit meinem Aufenthalte hier sehr gut zufrieden, und nehme wenigstens die Beruhigung mit hinweg, liebe Charlotte, ihn so gut benutzt zu haben, als es unter den Umständen nur immer möglich war. Ich habe keine Sache ganz versäumt, und diejenigen, welche ein besondres Interesse für mich hatten, habe ich vollkommen erschöpft. Auch sind wir alle vollkommen wohl. Die Gesundheit meiner Frau hat sich sogar verbessert. Sie ist gar nicht

in Gesellschaft gegangen, da man hier immer erst um halb 8 Uhr und oft später zu Mittag ißt, und also die Abendgesellschaften nicht vor 11 Uhr angehen. Aber sie hat Alles gesehen, was Interesse für sie hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute fangen schon an aufs Land zu gehen, wo sie nun bis zum März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet sich hier nicht nach der Jahrszeit, sondern einzig nach den öffentlichen Geschäften. Auch macht die Jagd, daß jeder gern den ganzen späten Herbst über auf dem Lande bleibt. London wird dann sehr leer, und es giebt dann fast keine Gesellschaften mehr. Die keine Landsitze haben, schämen sich dessen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenster gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß sie auf dem Lande sind. Das Landleben ist aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Gesellschaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Besitzer eine Menge von Besuchen, und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch sind die Engländer auf dem Lande offner und mittheilender, als im Getümmel der Geschäfte und den Zerstreuungen der Stadt. Der Gottesdienst hat mir hier weit weniger erbaulich als bei uns geschienen. Es werden wohl zwei volle Stunden, ehe die Predigt angeht, mit Ablesen von Stücken aus der Bibel, Hersagen des Glaubens u. s. w. zugebracht. Bei diesem Ablesen widerholen diejenigen, welche dem Altar am nächsten sind, vorzüglich die Kinder, die eben in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verses. Dieses hat natürlich etwas sehr Einförmiges und ist auf die Länge wahrhaft ermüdend. Gesang der Gemeine ist sehr wenig, und eben so wenig Orgelspiel,

nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Gesang und Orgel ein. Die Predigt ist gleichfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerst kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir sagt, ist dies der Ton und die Art der meisten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas sehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Theil der Kirche, ist für jedermann frei. Die andren sind verschlossen, gehören aber nicht einzelnen Personen, wie bei uns, eigenthümlich, wenigstens nicht alle. Nun stehen, wenigstens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Gesicht gegen die Thür gewandt. Diese weisen jedem, der kommt und es wünscht, einen Platz in verschlossnen Bänken an, und empfangen dann, wenn sie die Leute wieder herauslassen, ein kleines Geschenk. Ob sie dies ganz behalten, oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber ist es widrig, den größesten Theil des Gottesdienstes über zwei Personen ohne alle Aufmerksamkeit darauf, und mit etwas ganz Weltlichem beschäftigt zu sehen. Freilich ist das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß ist es auch in mehreren Kirchen, wenigstens im Preußischen, abgeschaft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zusammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich sonst hier war, sie zu sehen versäumt. Jetzt bin ich in einer gewesen. Der Saal war vor einigen Jahren angebaut, sehr bequem und reinlich, aber ohne alle, auch die geringste Verzierung oder Ausschmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenster. Die Versammlung war sehr zahlreich, die Männer auf einer

Seite, die Frauen auf der andren. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wissen, keine Prediger. Wer Muth und inneren Beruf in sich fühlt zu reden, der steht auf und thut es. Sonst herrscht in der Versammlung eine Todtenstille. Wer spricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er ist, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich stehen können, und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Versammlung dauerte, fast ohne alle Unterbrechung still. Indeß sprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie sagten nur einzelne, aber selbst, und, wie es schien, im Augenblick gemachte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was sie aber sprachen, war in sich sehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet, und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen.

Es giebt hier eine Gesellschaft von Frauen zur Verbesserung der weiblichen Gefangnen, wovon Sie vielleicht gehört oder gelesen haben. Mehrere sehr vornehme Frauen gehören dazu. In dieser Gesellschaft ist eine Quäkerin Fry, die Frau eines sehr bemittelten Kaufmanns, der bei uns reich heißen würde. Wir sahen sie im Hauptgefängniß von London den weiblichen Gefangnen eine Lesung aus der Bibel machen und erklären, wirklich auf eine vortrefliche und höchst einfache und anspruchlose Weise. Sie führte uns hernach im Gefängniß herum, und wir waren auch in ihrem Hause bei ihr. Man beschränkt sich in Absicht der Gefangnen nicht auf die geistliche Erbauung allein. Man giebt den Meisten Arbeit und bezahlt sie dafür, und theilt sie nach ihrer Aufführung in Classen, was eine große Nacheiferung in guter Aufführung unter

ihnen erweckt. Sie können nicht glauben, wie reinlich, still und anständig diese Gefangnen waren, und doch sind gerade diese aus dem rohesten, verderbtesten Theile des Londoner Pöbels. Die meisten waren entweder Zeitlebens, oder doch auf mehrere Jahre zur Transportation nach Botany-Bay und Neu-Südwallis verurtheilt, zwei zum Tode. Doch war es so gut als gewiß, daß diese begnadigt werden würden, da man hier nur äußerst selten Personen weiblichen Geschlechts hinrichtet.

Erst am Ende meines Briefes sage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichsten Dank für den Ihrigen, den ich zu seiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle so viel Freundschaftliches, Gutes und Liebes enthält. Sie können unausgesetzt fest überzeugt seyn, daß diese Gesinnungen für mich den größesten Werth haben, und immer behalten werden . . .

In Rücksicht auf die Briefabsendungen ist es besser, daß es bei meinen ersten Einrichtungen bleibt; ich kann Ihnen das nicht so deutlich machen, allein es ist auch ferner unnöthig, da ich Ihnen wieder näher komme. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 5. August. Addressiren Sie aber Ihren Brief nicht nach Berlin, sondern nach München, und schreiben Sie auf die linke Seite des Couverts: an den Königlich Preußischen Gesandten Herrn von Küster abzugeben. Sie haben schon voriges Jahr, wenn ich mich nicht irre, Briefe an ihn addressirt. Nun leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihre liebevollen Gesinnungen. Ich verbleibe, mit denselben, Ihnen wohlbekannten, Ihr H.

92. Salzburg, den 14. August, 1828.

Ich schreibe Ihnen wieder aus Deutschland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die schönste von Deutschland nennen kann. Wenigstens kenne ich keine, die man als schöner rühmen könnte. Die Lage ist wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Ansicht majestätischer Gebirge hat, und in der selbst einige wie hingeschleuderte Felsenparthien liegen. Diese sind wirklich merkwürdig, und ich sah nirgends sonst ähnliche dieser Art. Es sind nicht einzelne Felsstücke bloß, noch weniger einzelne gipfelige Berge, sondern hohe, lange und verhältnißmäßig schmale Felsmassen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häusern geschmückte Ebene bilden.

Unsre Reise von London bis hierher war sehr glücklich, nur hat das Wetter uns gar nicht begünstigt. Bloß einzelne heitre und sonnige Tage, sonst meistentheils Sturm und Regen. Kam ein schöner Tag, so war er gleich von so schwüler Hitze und so stechender Sonne, daß sich ein Gewitter zusammenzog und wieder Kühle und Regen herbeiführte. In London, Paris und Deutschland war dasselbe unerfreuliche Wetter. Indeß ist das nun vorüber, und meine Wünsche gehen nur dahin, daß es besser mit dem Wetter während des Gasteiner Badeaufenthalts sey. In der Mitte hoher Gebirge und auf einem so hohen Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigstens so hoch, als der Gipfel des Brocken liegt, sind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als bloß angenehme Zugaben zum Daseyn. Unsre Ueberfahrt von London nach

Calais war wieder sehr glücklich, nur ging die See sehr hoch, und so machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, sondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine sehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, so richte ich es vielleicht einmal so ein. Der Weg durch das südliche Deutschland über Straßburg ist sehr schön und bequem, und wenn wir fortfahren Gastein zu besuchen, so ließe es sich sehr gut machen, nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen, und zu dem des folgenden Jahres von da zurückzukehren. Doch kommt zwischen solche Plane leicht vieles — und so ist es bis jetzt mehr Idee, als Plan. In Straßburg ist eine sehr hübsche Mischung von Französischer und Deutscher Art. Die Natur ist deutsch in Gegend und Menschen. Das wird man gewahr, wie man den Elsaß von dem schönen Bergrücken von Zabern übersieht. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel und Berge, schön mit Gebüsch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man sie so oft in Deutschland sieht, wie sie aber Frankreich gänzlich fremd sind. Die Physiognomien bieten auch ganz Deutsche Gesichtszüge dar, und eben so ist auch das Benehmen der Menschen im Ganzen. Damit ist nun das Französische Wesen verbunden, und gleichsam darauf gepfropft. Ich finde diese Mischung interessant und angenehm zugleich. Von einer andren Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urtheilen, und gerade

über die Vermischung das Verdammungsurtheil aussprechen. Denn es ist freilich nun weder ächte Deutschheit, noch wahres Französisches Wesen in ihnen. Das fühlt sich am meisten in der Sprache. Sie sind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andre hinein gekommen. Nach dem Elsaß, und wohl noch mehr, ist Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menschen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutschland geworden sind, so ist das einer Art Naivetät zuzuschreiben, die der spöttisch Urtheilende leicht von einer lächerlichen Seite, als Einfalt darstellen kann. Mehr und bös ists auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An sich sind die Schwaben vielleicht die lebhafteste, leicht beweglichste und phantasiereichste unter den deutschen Völkerschaften.

In München blieb ich wieder drei volle Tage, und fand alle Gebäude und Kunstsachen bedeutend vorgeschritten, der König verfolgt seinen Plan mit höchst lobenswürdiger Stetigkeit und Ordnung. Nur eine gewisse und bestimmte Summe wird jährlich verwendet, diese dann auf die bei dem Beginn des Gebäudes festgesetzte Weise, und so rückt Alles nicht schnell, aber in einer sichren Folge ohne Unterbrechung und Störung vor. Was man schon ganz, oder auch nur halb fertig sieht, ist von bewundrungswürdiger Schönheit. Bis jetzt sind in neuer Aufstellung und von neuer Erwerbung aber nur die antiken Statuen zu sehen. Die neue Gemäldegalerie kann erst in mehreren Jahren fertig werden, und die angekauften Gemälde sind jetzt nicht zu sehen. Den König fand ich nicht in München, werde ihn aber wahrscheinlich

auf meiner Rückkehr von Gastein sehen. Sie haben sehr recht, ihn hoch zu ehren, und der Ausdruck, daß er unter die Monarchen gehöre, die in Ihrem Herzen einen Thron haben, ist seiner würdig. Er ist gewiß ein vortreflicher Monarch. Ich kenne ihn seit seinen sehr jungen Jahren, und habe immer so über ihn geurtheilt. Er besitzt auch sehr viele, und selbst solche Kenntnisse, die man gewöhnlich gelehrte nennt. So weiß er recht gut Griechisch, und es rührt wohl eben daher der zugleich edle und großmüthige Eifer, den er so lebendig und kräftig für die Befreiung der Griechen an den Tag gelegt hat. Er nährt noch immer dieselbe Gesinnung. Es ist eine ordentliche Schule junger Griechen in München, und es sollen sehr gelehrige, aufgeweckte Köpfe darunter seyn. Der junge Bozzaris, der Sohn dessen, der sich im Kriege so heldenmüthig ausgezeichnet hat, aber geblieben ist, hat eine der originellsten und einnehmendsten Gesichtsbildungen. Mit dieser Neigung des Königs hängt denn auch die für Griechische Kunst zusammen, und das Alles vereint bildet in ihm ein schönes und interessantes Ganze. Dabei nimmt er sich der Regierungsgeschäfte bis ins kleinste Detail an.

Es freut mich, daß Sie Sich fortwährend gern mit dem Sternenhimmel beschäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe sehr ungern einen Genuß auf, der mich so oft gestärkt und erhoben hat, und eines Glases bediene ich mich nicht gern.

Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gastein über Salzburg, nachher nach Berlin.

Leben Sie recht wohl. Mit dem lebhaftesten Antheil der Ihrige H.

93. Gastein, den 14. September, 1828.

. . . Ein einfach ruhig zufriednes Stillleben, wie Sie es genießen, und Sich nach Ihrer Neigung geschaffen haben, ist eigentlich das Höchste, was der Mensch besitzen kann. Es ist, meiner innersten Empfindung nach, nicht nur dem nach außenhin mannigfach bewegten Leben vorzuziehen, sondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erscheinender Freude wenigstens gleichzusetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem inneren Seyn eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es ist immer, meiner aus langer Erfahrung geschöpften Ueberzeugung nach, besser, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Aeußere nach innen strömt. Es scheint zwar wohl, als könnte sich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies ist ein trügerischer Schein. Was nicht im Menschen ist, kommt auch nicht von außen in ihn hinein; was von außen in ihn eingeht, ist nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem sich das Innere, aber immer aus seiner, nur ihm angehörenden eigenthümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden ist, so kommt es niemals so viel auf den äußeren Anlaß der Entwickelung an. Jeder, auch der kleinste, ist hinreichend, da hingegen bei mangelndem inneren Gehalt auch der reichlichste äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen würde. Ich habe dies oft in Absicht von wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen gesehen. Bei Männern ist es weniger zu bemerken, da sie diese Kenntnisse sehr oft wieder nur zu äußeren Zwecken anwenden, und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieselben auf ihr Inneres ge-

wirkt haben. Aber bei Frauen ist das anders, und da sind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele, und in gewisser Art sogar gelehrte Kenntnisse hatten, aber in ihrem Geist und Gemüthe, also in ihrem ganzen Inneren darum nicht mehr gebildet, wenigstens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das Alles gefehlt hätte. So sehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußeren Object, welches es in sich aufnimmt, auch selbstthätig entgegenwirke. — Sie schreiben, daß Sie besorgen, es müsse hier im Gebirge so kalt seyn, daß die Badecur dadurch unterbrochen werde. Ich habe wirklich auch fast dasselbe gefürchtet. Mein Reiseplan ließ es nicht anders zu, als so spät im Jahr hierher zu kommen. Es ist aber sehr möglich, daß ich in einem andren Jahre aus eigner Bestimmung und ohne nöthigende Veranlassung diesen Theil des Jahres wähle. Das Wetter ist allerdings während der vier Wochen, die wir hier bald zugebracht haben, nicht immer schön gewesen, aber seit acht Tagen haben wir so warme Luft, daß man sich bei Nachmittags- und Abendspaziergängen in Acht nehmen muß, um sich nicht zu erhitzen. Es ist auch nur bei Gewittern in diesen verhältnißmäßig immer engen Thälern viel Wind, und bei uns ist es eben der Wind, der in der Ebene die Luft widrig und kalt macht. Die Sonne wirkt zwar hier nicht lange, nur eine geringe Zahl von Stunden erreichen den Tag ihre Stralen das Thal selbst, ob man sie gleich, wenn sie auch nicht mehr zu sehen ist, noch lange sehr schön an den Bergseiten und Berggipfeln erblickt. Aber die Enge der Thäler und das Zurückprallen der Sonnenstralen von glatten Felsmassen giebt ihrem Scheinen

mehr Wirksamkeit. Auch ist das Wetter, allgemeiner und oft durch die That bestätigter Erfahrung nach, hier eher noch im Herbst, als im Sommer von einiger Beständigkeit. Das Ende Augusts und der Anfang des September sind hier die Erntezeit, auch und oft noch später des Heumähens. Auch diese ländlichen Arbeiten, die man um sich her sieht, versetzen die Einbildungskraft in eine frühere Zeit des Jahrs. Was noch mehr macht, daß man des Spätherbstes hier wenig gewahr wird, ist, daß man gar kein Abfallen der Blätter bemerkt. Dies liegt aber freilich am Mangel großer Laubholzbäume. So vortreflich auch der Baumwuchs hier ist, und obgleich alle Vorberge bis oben hinauf mit Wald bewachsen sind, so ist es immer Nadelholz, hohe und breitschattige Tannen, und ganz vorzüglich schöne Lärchenbäume.

Das Bad ausgesetzt haben wir des Wetters wegen auch nicht ein einziges Mal. Es ist theils nie so kalt gewesen, theils würde das aber auch so nicht nöthig seyn. Wir haben die Bäder in demselben Hause, das wir bewohnen, nur wenige Schritte von unsren Zimmern, und da die Bäder so warm gemacht werden können, als man sie braucht oder wünscht, so ist gar an Erkältung nicht zu denken, man müßte sie sich denn muthwillig zuziehen. Wir haben in diesen Tagen bei 15, selbst 18 Grad Wärme viele und starke Gewitter gehabt, eins noch in der letzten Nacht. Der Donner macht in den engen klippigen Thälern ein prächtiges, majestätisches Rollen, das noch den Wasserfall übertönt.

Wovon ich aber vorher sprach, das allmähliche Scheiden des Sonnenlichts von den größeren Bergen,

am Abend, ist vorzüglich schön. Man sieht die Sonne da eigentlich im Morgen, an den östlich ihr gegenüber stehenden Bergen, untergehen. Ihr Licht steigt dann immer höher und höher, die Schatten, die sich darunter lagern, nehmen einen immer größeren Theil der Berge ein. Endlich ist nur noch die höchste Spitze erleuchtet, die wie ein goldner Knopf leuchtet und schimmert. Zuletzt senkt sich auch diese in Nacht. Ich stehe hier jetzt nicht früh genug auf, um die ähnliche Erscheinung beim Aufgang der Sonne zu sehen, auch ist sie hier nicht so gut zu sehen, da dem Aufgange hier nicht so im Westen, wie dem Untergange im Osten eine einzelne Bergspitze gegenüber steht, aber es giebt in andren Thälern dieses Gebirges Berge, die man danach Sonnenblick nennt, und die auch im Volke diesen Namen tragen, weil sie den Aufgang der Sonne verkünden. Der höchste Berg dieses Thals heißt Gamskogel, oder, wie wir sagen würden, Gemskegel. Er ist schon von sehr bedeutender Höhe, und steht gegen Nord und Ost meinen Fenstern gerade gegenüber, die Badegäste besuchen ihn häufig, da er jetzt, wo der Erzherzog Johann den Weg hat besser bahnen und ebnen lassen, leichter zu ersteigen ist. Ich bin aber nicht oben gewesen. Man soll jedoch eine ungemein weite und schöne Aussicht von ihm haben. Man übersieht besonders deutlich von da die ganze Kette der höheren Gebirge, namentlich derer, die mit Gletschern versehen sind.

Für Ihre Lieblingswissenschaft empfehle ich, besonders für Ihren Zweck: Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Es hat Karten für jeden Monat im Jahr, und Beschreibungen dazu, falls Sie

noch nicht hinlänglich damit versehen wären. Ich möchte Ihnen aber nicht gerade rathen, das Buch zu kaufen; da es eine vollständige Astronomie enthält, ist es doch theuer, vielleicht bekommen Sie es aus einer Privatbibliothek, oder aus der kurfürstlichen. Fördernd wäre es Ihnen gewiß, auch macht es mir Freude, da ich, wie Sie sagen, diese Neigung in Ihnen belebt habe.

Wir reisen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwischen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es ist daher wahrscheinlich, daß wir erst im Anfang October nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin, wie gewöhnlich. So werden alsdann die sechs Monate abgelaufen seyn, wo ich einen so wechslenden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl, und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

94. Tegel, den 16. October, 1828.

Es mag wohl ein Jahr her seyn, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus schrieb. Ich freue mich aber desto mehr, es heute zu thun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, so herzlich beglückwünschen zu der Heimkehr in die schöne, liebliche Heimath. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht, darin eine eigne Freude zu sehen, und es erhöht in der That die meinige, daß Sie dieselbe so liebevoll mit empfinden.

Wir sind am 4. d. M. nach Berlin zurückgekommen, einige Tage später hierher gefahren, und haben uns hier, doch nur auf einige Wochen, eingerichtet. Es

fängt doch an rauh zu werden, und der November pflegt uns immer zur Stadt zurück zu führen. Ich bin, so angenehm mir auch die Reise war, doch sehr gern in mein heimisches Leben zurückgekehrt, und habe Tegel immer gleich hübsch gefunden. Ihre Bemerkung ist sehr richtig, daß dem Lande ein Wetter, wie wir es diesen Sommer gehabt haben, wohl thut. Alles ist so frisch, und wie neu erquickt, und ich finde auch, was Sie bei Sich bemerken, daß noch wenig Laub abgefallen ist, bei der schon sehr vorgerückten Jahrszeit. Nur dem Obst ist das Jahr ungünstig gewesen, das Getreide hat nicht gelitten, und da ich abwesend war, ist mir das misrathene Obst gleichgültig, und das was mir viel Vergnügen macht, das heitre, freundliche und kräftige Ansehen, habe ich alles sehr gut gefunden. Das Haus und die Sachen darin haben mir denselben erfreuenden Anblick, als sonst gemacht. Es spricht einen immer, wenn man auch gerade unmittelbar vorher Großes und Schönes gesehen hat, mit heimlicher und zur Heiterkeit stimmender Freundlichkeit an. Es ist auch in meiner Abwesenheit gut gehalten, und Wände und Gypse haben nicht durch Fliegen gelitten, die ich sehr hasse. Wir sind sehr langsam gereist, und hätten der Entfernung nach recht gut schon am 25. v. M. hier seyn können. Wir hatten aber einen Grund, der uns in Gastein und auf der Reise länger aufhielt. Der Arzt meiner Frau, denn ich brauche so selten einen, daß ich von dem meinigen nicht reden kann, begleitet den Kronprinzen auf seiner Reise nach Italien. Wir wünschten ihn wenigstens auf der Reise irgendwo zu treffen, um einige Stunden mit ihm reden zu können. Dies war der Grund unsres

langsameren Reisens. Indeß erreichten wir unsren Zweck durch einen Umweg über Bamberg, dort trafen wir mit ihm zusammen. Wir machten dann von da noch einen Besuch auf dem Lande, der uns noch ein Paar Tage kostete. In Thurnau wohnt der Graf Giech, der eine Tochter des Ministers Stein zur Frau hat. Es waren mehrere Besuche da, auch Personen aus Berlin, und wir waren sehr angenehm dort. Das Schloß ist uralt, theilweise vielleicht tausend Jahre, und es würde auch von außen schöner in die Augen fallen, wenn es nicht den Fehler hätte, daß die kleine Stadt Thurnau dicht daran liegt, so daß einzelne Häuser sich im eigentlichen Verstande daran anlegen. Selbst um in den Garten zu kommen, muß man über die Straße gehen. In Ottmachau gehört zwar auch das Schloß zur Stadt, es liegt aber ganz an dem einen Ende derselben, und hat also von der entgegengesetzten Seite die ganz freie Aussicht in das Land. Auch ist das Gehöft mit seinen Gärten dicht daran herum. Die Gegend ist aber um Thurnau sehr hübsch, ein fruchtbares Land, reich an Hügeln und Wäldern, und mannigfaltig von Anblick. Anziehend ist die Schattirung vom frischen Grün des Laubholzes, und dem ernsten Dunkel der Tannenwälder. Es scheint eine große Abwechselung von Spaziergängen sich ganz in der Nähe darzubieten. Wir haben sehr schöne Spazierfahrten gemacht. Von Thurnau sind wir zwar gerade hierher gereist, aber in sehr kleinen Tagereisen. In Gera nur haben wir uns noch einen Tag aufgehalten, weil wir dort eine Zusammenkunft mit Personen verabredet hatten, die in der Nähe wohnen . . .

Es freut mich sehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen

eine wohlthuende, erheiternde Beschäftigung gewähren, um so mehr, da Sie mir sagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmüthigen Stimmung Sich befinden.

Am Himmel werden Sie Sich bald orientiren, da Sie einen schönen und weiten Horizont von allen Seiten haben, und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rath geben, der Ihnen gewiß nützlich seyn wird. Man muß nemlich den Himmel nach einer gewissen Methode durchgehen, und sich große Abtheilungen machen. Zuerst müssen Sie suchen die Sterne recht genau und fest zu erkennen, die bei uns niemals untergehen, und nur vor der Helligkeit des Tages verschwinden, sonst aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unsren Augen vollenden würden. Sie stehen bekanntlich nur, wie Sie wissen, im Norden, und drehen sich um den Polarstern und die beiden Bären herum, und sind leicht zu erkennen, da man sie an jedem sternenhellen Abend sieht, und sie zu denselben Stunden in allen Jahrszeiten dieselbe Stelle haben. Zu diesen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müssen Sie die zwölf Sternbilder des Thierkreises aufsuchen. Man sieht in jeder Jahrszeit immer nur sechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, so gehen natürlich einige unter, und andre kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur Eins recht fest kennt, sind die andren sehr leicht zu finden, da sie, wie in einem großen Gürtel um den Himmel herum liegen, man also die Richtung, in der man suchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man sich vorher

mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und December, so zwischen sieben und neun Uhr erscheinen, sind schöner, als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer sieht. Der Löwe ist ein sehr schönes Gestirn, ist aber jetzt erst in späten Stunden sichtbar. Die Planeten erscheinen immer nur in demselben Gürtel, und können diejenigen, die noch nicht recht geübt sind, manchmal sehr irre machen. Allein man lernt sie doch auch bald unterscheiden. Kennt man einmal recht fest die nie untergehenden nördlichen Gestirne, und die Thierkreiszeichen, so ist es dann leicht, sich für die noch übrigen Gestirne zurecht zu finden. Denn nun macht man sich mit denen bekannt, die zwischen dem Thierkreis und den nie untergehenden Gestirnen, und dann mit denen, die zwischen dem Thierkreis und dem südlichen Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels hat das Angenehme, daß es Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebnen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.

Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höheren Ahndungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das thut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herumschwimmt. Der

Mensch fühlt sich darin gleichsam, wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen, und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höheren Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt, und die Besorgniß tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

95. Berlin, den 16. November, 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben gar nicht fort. Augen, Hand und Feder sind, wie im Bündniß gegen alles Gelingen der Handschrift. Man giebt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben, damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine großen Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wie viel Nachsicht Sie und alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst thun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemüthszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußeren Veranlassungen scheiden von der inneren Anlage des Gemüths zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgniß und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichteren und düstreren

Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon zu diesen dunkeln Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu seyn, bald zu sterben glauben. Sie sagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige, und Ihrer Neigung zusagende sind, und niemand kann dies besser begreifen, als ich. Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblick willkommen. Ich sehe ihn als das an, was er ist, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewissen endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobne menschliche Daseyn in andre, befriedigendere und erhellendere gelangen soll. Was menschlich ist, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menschen mit einander theilen, das kann der irgend Weise nicht fürchten, er muß es vielmehr begünstigen und lieben, gleichsam mit Wißbegierde, solange die Besinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, versuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen sagen, der Tod müsse gewiß von einem wohlthätigen und angenehmen Gefühl begleitet seyn, und das ist mir selbst, wenn auch manchmal das Gegentheil Statt zu finden scheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe sich zu legen, und fast immer haben Todte, ehe die Züge entstellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, selbst oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düstre Gemüthsstimmung nennen, wenn man sich dem Tode nahe glaubt. Der Tod ist

immer ein Ausscheiden aus aller bekannten Heimath, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünschte Umstände schon bei Ihnen auf ein wenigstens sehr ernst bewegtes Gemüth. Suchen Sie, theure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel, wo Sie sie schon so oft fanden, in Ihrem Inneren, in Ihrem Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Trost und Hülfe erscheinen, wenn Sie sie auch noch nicht sehen. Immer schütten Sie Ihr beklommnes Herz mir aus, immer werden Sie dieselbe Theilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig ist. Ganz der Ihrige H.

96. Berlin, den 16. December, 1828.

... Es wird mich sehr freuen, eine Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wissen, daß ich auch an Ihrem vergangnen Leben einen warmen und innigen Antheil nehme, und daß außerdem schon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber sehr gut, daß eine solche Schilderung aufzusetzen, und aus den Händen zu geben eine große und schwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menschen immer Dinge vor, die gerade in den besten und feingesinntesten Gemüthern eine gewisse Scheu sie auszusprechen hervorbringen. Ich meine damit gar nicht solche, die man sich gleichsam zu gestehen scheute, weil man fürchtet deshalb ungünstig beurtheilt zu werden. O nein, es giebt Dinge, die gar nicht dieser, sondern ganz entgegengesetzter Natur sind, und deren man sich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewisses Zart-

gefühl über die Lippen gehen zu lassen, und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet, oder schwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die andre in ein nachtheiliges Licht stellen, und die man also, wie sehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grundsatz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur bloß und einfach die Erinnerungen seines Gedächtnisses abzuschreiben, und gänzlich darauf Verzicht zu leisten, zu beurtheilen, was wohl gesagt werden kann, und was verschwiegen oder verhüllt werden muß, so ist der Reiz einer wahren Naturschilderung dahin. Es ist nicht die einfache, nicht die vollständige, und mithin nicht die wahre Geschichte. Es ist keine Erzählung der Vergangenheit, sondern eine aus dem Standpunkt des späteren Lebens gemachte Beschreibung derselben. Man glaubt wohl, die moralische und geistige Wahrheit, um die es eigentlich zu thun sey, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Thatsache nur halb, oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung schildert, die diese Thatsache auf die Empfindung und das Gemüth hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort gesagt worden sey, so komme es nicht darauf an, dies selbst zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verschweigen, wenn man nur den Eindruck des Worts auf den, der es hören mußte, beschreibt. Dies ist aber durchaus falsch. Denn es hört nun aller Maßstab der ganzen Scene auf, den der Art und dem Grade nach bloß das Wort selbst, einfach ausgesprochen, geben kann. Ich sage Ihnen das so ausführlich, weil ich mit Ihnen recht offenherzig, und nicht bloß oben-

hin über die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht rathen, dieselbe weiter, als zu dem Punkte fortzusetzen, wo Sie sicher sind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtniß giebt, ohne die mindeste und leiseste Reticenz niederzuschreiben. Dies war in dem Theile, den Sie mir bis jetzt schickten, nicht nur möglich, sondern Ihnen nach Ihrem Charakter selbst leicht, und ich bin sicher, daß Sie in diesem so gehandelt haben. Sie konnten es, ohne irgend ein eignes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es ist möglich, daß dies auch ferner der Fall sey, allein ich kann mir auch sehr gut das Gegentheil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung scheuen, und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines solchen, mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Biographie die Rede ist, habe ich nun einmal den Begriff nur von historischer Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem besten Willen nicht abgehen könnte. An sich aber halte ich es für gut und heilsam, sein eignes Leben so buchstäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Reticenzen hervorbringt, für ein falsches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indeß mistraue ich hier meinem eignen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe. Man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßstab an andre zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal also, liebe

Charlotte, wiederhole ich das schon oft Gesagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, so rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Reticenz wahr schreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort sagt, wie in ein Grab sprechen. Denn Ihre Erzählungen liegen wohlverwahrt in meinem Pult und können nach meinem Tode nur ins Feuer ungelesen gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranstalten, die durch keinen Zufall irgend einer Art vereitelt oder umgangen werden können. Handeln Sie nun, wie Sie wollen. Ich werde mit Allem zufrieden seyn . . . Ich halte es für Pflicht, Sie über diesen Punkt auch fest zu beruhigen, es ist schon Pflicht der Dankbarkeit für die vertrauensvolle, innige, rücksichtslose Hingabe, die Sie mir seit einer langen Reihe von Jahren bewiesen und offen gezeigt haben.

Das Jahr ist am Abscheiden, und wie ich gern verweile bei so viel schönen Genüssen, die es gewährte, worunter ich auch Ihr Wiedersehen rechne, so scheide ich nicht ohne sehr trübe Ahndung dessen, was das kommende bringen kann — und ich erkenne mit wehem Gefühl, daß es ähnlich in Ihrem Gemüthe ist. Möge die Vorsehung von Ihnen, gute Charlotte, neue Prüfungen abwenden! das ist mein herzlicher Wunsch.

Meine Frau ist seit unsrer Rückkehr bedeutend an mehreren zusammenkommenden Uebeln krank und es ist noch wenigstens kein Zeitpunct der Besserung mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen. Dies zerstört meine innere Lage in diesem Winter sehr. — Ich bitte Sie,

mir den 30. dieses Monats zu schreiben. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie immer auf meine Ihnen bekannten Gesinnungen der Zuneigung und lebhaften Theilnahme. Ganz der Ihrige H.

ANMERKUNGEN ZUM ERSTEN BAND

ZUR EINLEITUNG

VON Briefen Charlotte Diedes, die die einzige sichere Quelle zur Beurteilung ihrer Persönlichkeit darstellen, haben wir zwei Sammlungen: Briefe von Ch. D., der Freundin Wilhelm von Humboldts, an Karl Schulz, mit einer Einleitung von Gustaf Lothholz (Leipzig 1883); Ch. D., die Freundin von W. von Humboldt, Lebensbeschreibung und Briefe, herausgegeben von Auguste Piderit und Otto Hartwig (Halle 1884). Jene, an den Bruder von Humboldts letztem Sekretär, entstammen den Jahren 1835—45, diese, an Schwestern, Schwager und Nichte, den Jahren 1795—1846. Von den Briefen Charlottens an Humboldt ist nur ein einziger (Kassel, 14. Dezember 1817) erhalten, den ich als ganz außerhalb des Zusammenhangs unsres Buches stehend mit ein paar andern Urkunden im Juniheft der Deutschen Rundschau veröffentlichen werde; alle andern samt der Selbstbiographie sind ihrem Wunsche gemäß nach Humboldts Tode vernichtet worden.

Über Charlottens Persönlichkeit existieren nur parteiische Berichte. Die Artikel in der Gartenlaube (1869 Nr. 45, 1877 Nr. 16), die Quelle zahlloser, auch neuerer populärer Aufsätze, der erste von Friederike von Hohenhausen, der zweite von ihrem Neffen Christian Friedrich Melm, sind ebenso stark für, als der Aufsatz Karl Gutzkows (In bunter Reihe S. 306) gegen sie subjektiv befangen. Hartwigs Biographie, die vermittelnde Gerechtigkeit üben möchte, ist meines Erachtens bei weitem zu positiv und zu milde im Urteil und kommt zu keinem befriedigenden und vorurteilsfreien Standpunkt. Ich konnte von unbekanntem Material vor allem benutzen, was sich noch in Tegel auf Charlotte Bezügliches erhalten hat (einzelne Blätter ihrer Hand mit Anmerkungen zu einzelnen Briefen, ihr letzter Brief an Alexander von Humboldt, Briefe ihrer Freundin Eleonore Duysing und Varnhagens an denselben usw.), wofür ich Frau Konstanze von Heinz, geb. von Bülow, ebenso wie für die Erlaubnis, Humboldts Originalbriefe, soweit sie erhalten sind, vergleichen zu dürfen, meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Dazu kamen die Diedeana aus dem Nachlaß Varnhagens, den die Berliner königliche Bibliothek bewahrt, sowie Mitteilungen des Fräulein Albertine Duysing in Kassel, mit der ich im Juli 1901 in brieflicher Verbindung stand, über ihre persönlichen Erinnerungen an Charlotte.

Eine Würdigung der Briefe Humboldts hat zuerst Vilmar in den Blättern für literarische Unterhaltung (1848 Nr. 1—3) versucht. Unerreicht steht noch heute die glänzende Charakteristik da, die ihnen Rudolf Haym 1856 im Rahmen seiner Biographie des Weisen von Tegel (Wilhelm von Humboldt S. 584—590) gewidmet hat.

ZUM VORBERICHT

WIE der edle Bruder sich ausdrückt (S. 2] Hier liegt ein ganz ungenaues Zitat aus Alexanders Vorrede zu den Gesammelten Werken seines Bruders (1, IV) vor. — Von befreundeter Hand (S. 4)] Von Therese von Bacheracht, geb. von Struve. — Von dem S. 15—20 gedruckten Briefe Charlottens ist eine ganz erheblich abweichende Abschrift von ihrer Hand erhalten; keine von beiden Fassungen dürfte den wirklichen Wortlaut des Originalbriefes wiedergeben. — So geistiger Art (S. 16)] Sicherlich Reminiszenz an Goethes Worte (Dichtung und Wahrheit Buch 5): »Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung.« Vgl. auch Briefe an Schulz S 104. — Der Gehalt in unsrer Brust (S. 17)] Frei nach Goethe, Dauer im Wechsel: »Danke, daß die Gunst der Musen Unvergängliches verheißt, den Gehalt in deinem Busen und die Form in deinem Geist.« — Handlungsart Jonathans (S. 19)] Erstes Buch der Könige 20.

ZU DEN BRIEFEN

IM ganzen hat Charlotte 202 Briefe von Humboldt besessen: sie hat auf den Originalen unsre Nr. 111 als Nr. 126, unsre Nr. 112 als Nr. 128, unsre Nr. 137 als Nr. 164, unsre Nr. 152 als Nr. 179, unsre Nr. 174 als Nr. 202 bezeichnet. Wir erfahren außerdem, daß aus dem Jahre 1825 25 Briefe vorhanden waren: bekannt sind nur 21. Die Zahl der völlig verlorenen Briefe be-

trägt demnach mindestens 28, wahrscheinlich aber viel mehr, denn jene Zählung von 202 scheint erst mit Eintritt der regelmäßigeren Korrespondenz im Frühjahr 1822 zu beginnen. Die Anzahl der in den Jahren 1814—22 geschriebenen Briefe haben wir demnach keine Möglichkeit auch nur annähernd zu bestimmen.

Von den 174 Nummern, die wir kennen, sind im Original ganz oder teilweise nur 93 erhalten und zwar von den 96 Nummern des ersten Bandes 22, von den 78 des zweiten Bandes 71. Dazu kommen abgeschnittene schmale Streifen, bald die Überschrift mit dem Datum, bald die Unterschrift enthaltend, von 13 weiteren Briefen, deren Hauptstücke mit einer Ausnahme verloren sind: sie sollten als Faksimileproben dem ersten Druck beigegeben werden und befinden sich jetzt im Nachlaß Varnhagens ebenso wie das Stammbuchblatt und die Originale zu Nr. 3—5. Alle andern Originale sind in Tegel.

Im Text sind alle Nummern, zu denen die Originale ganz oder doch nahezu ganz vorhanden sind, mit einem Sternchen versehen. Die Streifen sind dabei nicht berücksichtigt, d. h. die betreffenden Nummern unbesternt geblieben, der Text aber natürlich aus den Streifen berichtigt. Genaueres sehe man bei den einzelnen Nummern. Mit a und der Nummer des vorhergehenden Briefs habe ich die aphoristisch gehaltenen Stücke des alten Textes bezeichnet, die Charlotte durch Weglassung von Datum und Schlußformel ihres brieflichen Charakters entkleidet hat (Nr. 37a gibt sie selbst den Titel »Ausgezogene Gedanken«) und die daher keiner eigenen Nummer und keinem Datum mit Sicherheit zugewiesen werden konnten.

1. Der Mensch traut nie (S. 23)] Diesen Satz zitiert Charlotte mit Vorliebe in ihren Briefen (S. 234. 262. 271. 272). — Sprechen einen wie aus einer andern Welt an (ebenda)] Auch dieser Satz wird in einem Briefe (S. 239) wiederholt. — nicht helfen (S. 26)] »Darüber geben die folgenden Briefe Erklärung.« Charlotte.

2. Zwei Streifen des Originals erhalten. — Ich erinnere mich ihrer von ehemals (S. 30)] »Dies kann nur in einem Stammbuchsblättchen gewesen sein.« Charlotte.

5. Diesem Brief sollte ein Bericht Charlottens über das Wiedersehen mit Humboldt als Erläuterung beigegeben werden,

der leider nur fragmentarisch erhalten ist: »Das Wiedersehen eines hochverehrten Freundes nach langen Jahren ist ein erfreuliches Ereignis für jedermann. Das Wiedersehen eines geliebten Jugendfreundes, dessen Bild man 31 Jahre im Herzen getragen, können mir nur Frauen nachempfinden und verstehen. Ich hatte es nie zu hoffen gewagt. Die Umstände führten es einfach herbei. Ich war veranlaßt nach Frankfurt zu reisen im Juni 1819, wußte zwar, daß Herr von H. preußischer Gesandter am Bundestage, zugleich aber gerade ins Ministerium des Inneren versetzt war, und glaubte ich Ihn schon seiner neuen Bestimmung gefolgt. Wie groß war daher meine Freude, wie ich diese Meinung nicht bestätigt und Ihn noch in Frankfurt traf. Ich meldete Ihm mein Dortsein. Auf meine Frage, ob und wann ich hoffen dürfe Ihn wiederzusehen, bekam ich die im Faksimile mitgeteilte Antwort. Die Zeit der Erwartung steigerte meine Empfindungen, die mich natürlich bewegten, doch war Freude vorherrschend. So erwartete ich die bestimmte Stunde am Fenster im Gasthof zum englischen Hof. Er trat ein, rasch, schnell, energisch, fast jugendlich in allen Bewegungen, in hoher Haltung. So hatte ich Ihn nicht erwartet. Ich war so bewegt, daß ich schwankte, kein Wort vorbringen konnte, und ob ich es hindern wollte, brachen unaufhaltsam die Tränen hervor. So stand ich nun vor dem Geliebten meiner Seele in der Entblätterung von 31 Jahren! Mein gütiger Freund erfaßte meine beiden Hände und sagte mit großer Herzlichkeit: Sie müssen nicht weinen! ich freue mich sehr, recht sehr, Sie wiederzusehen! Keines der lieben Worte habe ich verloren, ja sie leben noch in ihrer weichen Betonung in meiner Seele. Nach den ersten Begrüßungen auf einer und einiger Fassung auf der andern Seite fragte er dann . . .«

6. »In die Jahre von 1814—1820 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldts Staatsleben und Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögensangelegenheiten, ja ich fand die rührendsten Beweise der teilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern. Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe

erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten, denn wo sollte ich den Mut hernehmen, einen mit den wichtigsten Geschäften belasteten Staatsmann von der höchsten Bedeutung und Stellung mit meinem Geschreibe zu beschweren! So mochte ich über Jahr und Tag geschwiegen haben. Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Ministerium 1819 war eine öffentliche, viel besprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und still vertrauend wartete ich, was sich für mich daraus gestalten werde. Endlich erschienen gleich nacheinander zwei kurze Briefe, der 6. und 7. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechsel wurde nun bestimmt festgestellt und geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein und eine unversiegbare Quelle höherer Freude und jeder geistigen Erhebung war mir geöffnet.« Charlotte.

8. Vertrauungsvoll (S. 34)] Lies: vertrauensvoll (ebenso S. 38), das Charlotte in die ihr geläufigere Wortform auch sonst verändert hat.

10. »Die Foderung, welche der 10. Brief ausspricht, erschreckte mich von mehr als einer Seite, obschon ich ihr zu entsprechen wünschte. Ich antwortete darauf Folgendes (nach einer Abschrift, die ich behalten): Der Wunsch, den Sie, hochverehrtester Freund, mir in Ihrem letzten Brief aussprechen, ist ein neuer Beweis Ihrer höchst gütigen Teilnahme, den ich sehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Foderungen zu entsprechen. Zugleich aber gestehe ich, daß ich auch erschreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegentreten. Zuerst erlauben Sie mir die Einwendung: Wo soll ich den Mut finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menschen in den größten Erscheinungen sahen, mein Leben in seinen Verhängnissen vorzuführen, die, wenn sie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick sehr unbedeutend erscheinen müssen. Dann ist auch vieles durch die Zeit verblichen, andres, mehr noch, weit in die Vergangenheit zurückgetreten, wodurch ein solches Unternehmen sehr erschwert wird. Die freundlich schmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, sehe aber zugleich, daß sie mich ermutigen sollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den ersten Eindruck auszusprechen.

Gewähren Sie mir, teuerster, gütigster Freund, daß ich die Sache erst von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beschämt zurückweist, beherrschen werde? Ich wünsche es und will es hoffen, da mein Leben auch in den verwickeltsten Lagen und Verhältnissen wie in dem Inneren von Ihnen gekannt, erkannt und verstanden sein möchte und nur so, wie es bisher geschehen, in der einfachsten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es ist große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn wessen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anspruch an Schönschreiben gemacht, ich habe mich sogar vor dem Bestreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meisten Frauen habe ich viel geschrieben, teils weil es so sein mußte, teils aus Neigung. Zuerst achtete ich streng darauf, daß ich mich schriftlich wie mündlich ausdrückte; dies ist Foderung meines Charakters, der das Unwahre und Falsche wegweist; dann hütete ich mich vor Übertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um so mehr, da mir alles Gesuchte und Schwülstige sehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meist der Fall ist, Geschäftssachen besorgen mußte, machte dies Klarheit der Darstellung durchaus nötig. Auf diese Art gewann ich vielleicht mehr Übung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne diese Notwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich diese Art der Beschäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb und schrieb viel für mich selbst. Wie hätte ich ahnden können, daß diese Übung mir einst später den Weg bahnen würde, mich dem teuren Gegenstande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem, was ich hier sage, erkennen Sie schon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Überlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Resultate derselben mitteilen. Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Person zu Ihnen zu reden, was ich allein für Sie schreibe, würde mir einen

hindernden Zwang auflegen. Meine Verhängnisse wie meine Bildung, beides ging aus meinem Inneren hervor und wirkte dahin zurück. Tausend Frauen würden, hätten sie erlebt, was ich erlebte, ganz andre Schicksale daraus gestaltet haben. Diese über uns gebietende Individualität verschmilzt mit dem ewig waltenden Geschicke, wie es scheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; vieles, was andre tun, auch wenn wir es nicht tadeln, weist als unvereinbar mit uns selbst unser Inneres weg. Über solche Begebenheiten läßt sich nur im innigsten Vertrauen und in der einfachsten, ich möchte fast sagen einfältigsten Wahrheit reden. Dem schwergeprüften, gereiften Gemüt ist der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das tränenschwer Erlebte gleich einem Heiligtum verschlossen im Busen. Allein dem Allwissenden und der ewigen Liebe schließt es sich gläubig auf. Auch dem so innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es ebenso offen daliegen und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine gesuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich ist und ich nur für Sie schreibe. Ich bin oft aufgefodert, meine Lebensbegebenheiten selbst zu schreiben oder jemand zu autorisieren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verschmäht. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schicksalen dahin, sie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, sie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzusehen, ja selbst dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig ist am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Teilnahme gewürdigt, Ihres segenreichen Einflusses teilhaftig werden, so durfte auch nichts anders sein, als es war. Demohnerachtet ist es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit sehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine bestimmte Antwort geben. Sie wissen schon aus meinen früheren Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und schwanken, ich möchte sie nicht wieder heraufholen, ja ich darf das nicht: es würde mich zerstören, wollte ich zu lange verweilen in düsteren, grauenvollen Gegenden. Sie scheinen sich selbst diese Einwendungen gemacht zu haben und wissen besser, als ich es sagen kann, daß, wer viel

erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn schweigend ehrt, nicht davon redet noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt noch versteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuversicht die Antwort und darf sie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen und haben Nachsicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunsch und Wille ist, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht übersende ich Ihnen schon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe.« Charlotte.

12. »Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweise und selbst von Kindheit auf beschäftigt habe, konnte ich nicht gleich so ausführlich, wie ich sollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchsicht vorerst zu übersenden, die, an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denselben Gegenstand berührten. Es war in diesen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehreren seiner Werke. Es waren vertrauliche, freundschaftliche Urteile, die ich unbefangen aussprach und nicht ausgesprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahndet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer standen. So verweilte ich unter andern bei der edeln Friederike in Sesenheim, mit deren Herzen Goethe ein so grausames Spiel trieb, sich auf Kosten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in Wahrheit und Dichtung noch so hübsch erzählt, so wird es doch gewiß nicht ohne wehmütige Teilnahme von Frauen gelesen, um so mehr, da es später leider erwiesen ist, daß es nicht Dichtung, sondern Wahrheit war, da ja die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft so schonungslos veröffentlicht worden sind. Ich stellte in diesem kleinen Aufsatz meinen teuren, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich stellte seine hochherzigen Gesinnungen neben Goethes ruhestörenden Mutwillen. Darauf antwortet der 12. Brief dieser Sammlung.« Charlotte. Humboldts Gegenäußerungen über Goethe, die sicherlich nicht mit Charlottens Ansichten übereinstimmten, hat sie leider in seinem Briefe gestrichen.

13. »Es ist bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugend-

erinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das spricht sich in vielen der Sonette und auch in diesen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den Gesammelten Werken des Hingeschiedenen jene tief empfundenen Poesien das Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Leben sich abspiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden. Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine so seltene Erscheinung und zugleich so charakteristisch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten und in den mannigfaltigsten Richtungen ein so vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit so lebhaftem Interesse der Entwicklung eines Kindercharakters folgte in dem einfach-still-ländlichen Leben des gebildeten Mittelstandes, so dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mitteilen, wie es die Seiten 98, 113, 149 und mehrere aussprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der sich immer durch Geburt und Geist in den ersten Verhältnissen, in gelehrten, künstlerischen und ästhetischen Verbindungen und Beschäftigungen bewegte, wolle einmal auch in einfach wahrer, natürlicher Erzählung das innere Familienleben eines ganz von dem seinigen verschiedenen Kreises kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Anteil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Anteil hervorginge, indem ich mich bescheide, daß nicht leicht jemand bei einer solchen Erzählung Lust habe zu verweilen. So schrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorsam und wurde reichlich dafür gelohnt, zuerst durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntnis, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menschlichen Dasein und Leben war. Diese Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Teilnahme an mir selbst, die ich ihm durch ein langes Leben seit früher Jugend in unwandelbaren Gesinnungen treu ergeben war. Aus solchem Gesichtspunkte wollen die Leser, welche bei diesen Briefen und auch bei den Zusätzen verweilen, die Mitteilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüt des Verfassers mehr noch verklären.« Charlotte. — Daß Sie die Schillerschen Stücke nicht

liebten (S. 52)]. Aus seinen späteren Dramen finden sich zwei Zitate in Charlottens Briefen (aus Wallenstein S. 192, aus der Braut von Messina S. 248).

15. Zwei Streifen des Originals erhalten; die Stelle über Hardenberg ist durch Striche unleserlich gemacht, aber glücklicherweise noch ganz zu entziffern.

17. Etwas Geisterartiges (S. 69)] Über Humboldts Glauben an die Möglichkeit von Geistererscheinungen spricht sich auch sein Bruder Alexander in einem Gespräch mit Althaus aus (Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldts mit einem jungen Freunde S. 81).

20. Dem Original fehlen zwei Streifen, die aber Varnhagens Nachlaß enthält. — »Es möchte eine Erklärung nötig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Rätsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessierte. Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er wohl darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verschiedenen Epochen seines Lebens, ernst, würdig, ohne festen Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne spöttisches, starkgeisterisches Verwerfen. Er pflegte wohl zu sagen: Den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hat noch niemand durchschaut und erkannt. Es waren weniger Erscheinungen als Wahrnehmungen durchs Gehör, laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er sie verließ, nie während seiner Gegenwart. Diese Geräusche waren dem Beschäftigungsgeräusche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwischen Büchern, Schriften und Papieren, Zusammenrücken der Tische, Herbeiziehen der Stühle, bald langsames, bald schnelles Hin- und Hergehen, alles ebenso, nur lauter, als es mein Vater betrieb, so daß Mutter und Kinder im unteren Stock oft glaubten, der Vater sei zu Hause. Dieser pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, mittags vor Tisch eine Stunde spazieren

zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann seine Arbeitsstube zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. In diesen Mittagsstunden war das Lärmen am lautesten. Sehr oft, wenn er zu Tisch kam, war er ernst, etwas düster und schweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andresmal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüssel einstecke und aufschließen wolle, scheine es, als ob der unsichtbare Teilnehmer des Zimmers, gleichsam als werde er überrascht, schnell aufspringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft sei es so, daß er glauben müsse, es habe sich jemand auf sein Arbeitszimmer und zu seinen Papieren geschlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, so wie er es verlassen, Bücher, Papiere, Federn usw., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer auf demselben Gange in demselben Stock vorzunehmen pflegte, sagte wohl zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir, ich glaube, euer Vater ist doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die Nachmittage still waren. Vormittags, besonders aber in den Mittagsstunden waren länger als ein Jahr polternde Geräusche, was auch Besuchende wahrnahmen. Wirklich niederschlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht bloß an sich unerfreulich waren, sondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeigend noch warnend, noch weniger erhebend oder tröstend, alles sah wie ein Spiel böswilliger Geister aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns fast an die unheimlichen Unsichtbaren gewöhnt, und da sie uns nicht weiter schädlich berührten, ließen wir sie meist unbeachtet. Wie viele Nachforschungen und Untersuchungen man auch vornahm, keine derselben brachte erklärende Resultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verstummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieses Trauerfalles habe sein sollen.« Charlotte.

23. »Die Bemerkung von mir, worauf sich die Beantwortung bezieht: Sie bemerken, daß ich in einer glücklichen Lage bin

usw., habe ich gewiß nicht anders als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erst später mit allen näheren Verhältnissen bekannt werden konnte. Wo findet sich ein solches Zusammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerst die reichen, mannigfaltigen Geistesgaben, die allgemeine Anerkennung derselben, ihr Einfluß und Wirken; dann die so ganz außerordentlichen Familienverhältnisse: eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt gewesen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle seine Neigungen teilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte; damit in Harmonie waren alle äußeren Verhältnisse; die innigste Verbindung mit Schiller; die bis dahin und noch lange ungestörte kräftige Gesundheit; endlich auch alle andern Begünstigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Teil des Lebens frei nach seinen Neigungen in dem schönen Tegel seinen Lieblingsstudien zu leben. Gewiß eine seltene, erfreuliche Erscheinung!« Charlotte. — Ottmachau (S. 92)] Das Schloß und seine Umgebungen beschreibt ausführlich Karoline von Humboldt in einem Briefe an Rennenkampff (S. 139).

25. »Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlich-magnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfodern über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt geworden ist, ohne Aufschluß gegeben zu haben oder geben zu können. Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Ärzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters von der Familie wie ein teurer Wohltäter geliebt und verehrt und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt zum Doktor und Regimentsarzt M. gemacht. Diese kleine, fröhliche Ausflucht war für uns alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in

den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube. Das M.sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kindern der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer angewiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm mit den Worten: Nun will ich Sie führen. Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den versteckten Gartenweg. Fast genauer als im eigenen Hause kennt er hier jedes Möbel und gibt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: während seiner dreimonatlichen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht; er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles aufs genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußeren Anblick des Hauses und immer mehr und mehr seine Traumbilder verwirklicht sehe! Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines inneren Sehvermögens verweilen und erzählte diese Erfahrung gern und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen! Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen inneren Sehevermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten und selbst Heimlichkeiten andrer vorüberführt. Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefs findet sich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können und denen, da sie charakteristisch sind, eine besondere Stelle hier eingeräumt werden mag: Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck,

den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude und selbst eine Art Erschrecken, vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich betätigende Sorge und Teilnahme und für Ihre mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werts. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh! — Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet, mein Eigentum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie tot, wie entseelt würde ich werden! — Sollen, dürfen wir Frauen die Schätze unsres Inneren, den größeren oder geringeren Reichtum unsres Gemüts herausgeben? soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen? — Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund, möchte sich mein ganzes Innere zeigen und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurechtgewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen ohne alle Scheu reden kann und rede, wundert mich oft selbst und scheint mir oft wunderbar bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen! — Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen, o, ich habe das lange gewußt und schwieg dennoch. Aber gewiß ist mir diese demütige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sie nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was im dunkeln Schatten verborgen sich erschließt, gleichsam erschrickt und welkt. — Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des schützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So wie wir ihn verlassen, sind unzählige geschärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Mut, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwischen Therese Huber und mir kann kein Vergleich stattfinden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forsters und Hubers Gattin; in ihr hatten sich ungewöhnliche Kräfte entwickelt bei

der reichsten Phantasie. Was aber habe ich! — Da wir aber einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so gestehe ich Ihnen gern ein, obschon im Ganzen gegen Sie darüber zu schweigen ein eben so heiliges als zartes Gefühl gebietet, daß ich es für eine wahre Himmelswohltat erkennen würde, wenn ich in späteren Jahren, sollte dies schwere Loos meiner warten, wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art sein, die sich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie sehr gütig bemerken, dieser nicht alles angemessen sein dürfte, was für andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in diesem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich so wohlwollend gesinnte Herzog von Braunschweig so früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, so würden meine Verluste mir durch seine Gerechtigkeit ersetzt und dadurch mir sorgenloses Alter gesichert worden sein! — Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte so kommen und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen sollte, was das Schicksal, oder lassen Sie mich nach meiner Weise sagen, die Vorsehung mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeteter Freund, näher zu kommen, Ihrer Freundschaft teilhaftig zu werden wie Ihres Einflusses auf meinen Charakter und dessen Entwicklung. — Auch bleiben mir in Wahrheit schöne und reiche Genüsse, deren selbst manche reiche Frau entbehrt, Genüsse, welche der aus früherem Wohlstand Verarmte in seine Verarmung mit hinübernimmt und die dem in Armut Aufgewachsenen ganz fremd sind, weil dieser im Reichtum allein die sichere und unerschöpfliche Quelle des Glückes zu sehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geschäft gewählt, aber es ist kunst- und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einsamkeit, wie sie meinen tiefsten Neigungen gemäß ist und entspricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Last mich zu schwer bedrückt. Das Ganze meiner Tätigkeit nimmt wohl meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anspruch, aber der zwar kleinere, doch glücklicherweise nicht fehlende mechanische Teil meiner Beschäftigung läßt den Geist völlig frei und dann, mir selbst überlassen, spinne ich die

Ideen Ihres letzten Briefes in tiefster Seele fort und erkenne mit heißem Dank, wie sie neben den köstlichen Gaben der Teilnahme und des Trostes vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängnisse zu erheben und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie selbst beides betrachten.« Charlotte.

30a. Das Kapitel des Briefes an die Korinther (S. 120)] Gemeint ist das 13. im ersten Briefe.

32. Wenn er ihm entsteht (S. 129)] = wenn er ihm fehlt; entstehen in diesem Sinne braucht Humboldt häufig.

33. Des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg (S. 131)] Gemeint ist Graf Wilhelm, der als portugiesischer General und Gönner Herders bekannt ist; sein Leben hat Varnhagen beschrieben (Biographische Denkmale 1, 1). — Aqua Toffana (S. 133)] Über die Zusammensetzung dieses Giftes und den Ursprung seines Namens ist man noch heute nicht im klaren. — Beschäftigt mich dieselbe Vorstellung (S. 134)] In Humboldts Nachlaß befindet sich ein Gedicht auf dieses Phantasiebild, aus dem aber sein eigentlicher Inhalt nicht ersichtlich ist.

37. Die Sie sich im Schreiben erworben haben (S. 150)] »Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.« Charlotte.

42. Mit Ihrer Freundin (S. 168)] Sie hieß Henriette Lotheisen.

44. Zwei Streifen des Originals erhalten. — Die Jahreszahlen (S. 175) sind durch Versehen Humboldts alle um eine Ziffer zu hoch angegeben, was ich den Tatsachen entsprechend verbessert habe. — Einem Hofmeister (S. 175)] Gottlob Johann Christian Kunth. — Der mich damals begleitete (S. 175)] Vermutlich Humboldts Freund Johann Stieglitz.

45. Ein Brief von ihm an Lavater (S. 178)] Er ist gedruckt in Jacobis Auserlesenem Briefwechsel 1, 505; statt der Sternchen dort ist der Name Biester einzusetzen.

47. Die Vermählungsfeier der Prinzeß Luise (S. 182)] Diese, eine Tochter Friedrich Wilhelms III., heiratete den Prinzen Friedrich der Niederlande.

48. »Die Frage, die hier im allgemeinen aufgestellt ist, hat noch heute etwas sehr Bewegendes für mich. Dies gewiß seltene Verhältniß hatte etwas Eigenes, Geheiligtes in sich. Es war so

früh in mir begonnen, mit mir verwachsen, mit mir innerlich durchs Leben und unendliches Erden- und Herzeleid gegangen, ich hatte mich daran gehalten, dabei ausgeruht, es hob mich über die Erde weg. Wie es nun im letzten Dritteil meines Lebens durch ein Zusammentreffen von Umständen in mein Leben aufs neue und näher eintrat, sah ich darin mein zugewogenes Erdenglück, das niemand kannte, das ich still als mein Heiligtum im Busen bewahrte, und eine gnädige Fügung Gottes. Ich verlangte nun nichts weiter. Dennoch, dennoch! Wer ergründet die Tiefe des menschlichen, ach, die Tiefe des Frauenherzens! Das meinige war viel jünger als meine Jahre: ich wußte das vielleicht selbst nicht, wenigstens wurde es mir nicht klar, aber ich zerschmolz in Wehmut und machte mir gewissenhaft oft Skrupel, ob ich mich nicht in meinen Empfindungen zu sehr gehen lasse und diese nicht in die Rechte der Engelsfrau eingriffen, die den Freund meiner Seele so sehr und ganz beglückte. Ausgesprochen habe ich es nie, es verletzte etwas sehr Zartes in mir, aber er mochte es ahnden. Dann machte ihm auch diese zärtliche Anhänglichkeit, die er in meiner Seele las, Freude, die er sich nicht wieder wollte nehmen lassen: das entzückte mich. So entstand ein Wechselempfinden, möchte ich sagen.« Charlotte (handschriftlich).

55. Mit meiner Frau (S. 215)] Vgl. deren Brief an Rennenkampff vom 13. Oktober 1825 (S. 183). — Zu einem allgemeineren architektonischen Werke (S. 219)] Schinkels Sammlung architektonischer Entwürfe, in deren viertem Heft auf zwei Blättern das Äußere und Innere von Schloß Tegel in Ansichten und Grundrissen dargestellt ist.

57. Die Bildsäulen (S. 222)] Ein Verzeichnis der in Tegel aufbewahrten Kunstwerke hat Waagen veröffentlicht (Das Schloß Tegel und seine Kunstwerke, Berlin 1859). Eine Übersicht derselben gibt auch Fontane in den Wanderungen durch die Mark Brandenburg (3, 164). — Was Goethe so schön von den Sternen sagt (S. 223)] In dem Gedicht Trost in Tränen: »Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht und mit Entzücken blickt man auf in jeder heitern Nacht.« Dasselbe Zitat kehrt noch einmal (2, 34) wieder. — Bei meiner Frau (S. 225)] Vgl. ihre Urteile über Scotts Romane in ihren Briefen an Rennenkampff (S. 134. 177).

59. Dem Baumeister (S. 230)] Schinkel.

61. Zwei Streifen des Originals erhalten.

62. Bei einer Verwandtin (S. 242)] Gemeint ist, wie mich Frau von Heinz aufklärt, Gräfin Magnis auf Eckersdorf bei Glatz.

64. Zwei Frauen (S. 253)] Wer ist gemeint?

65. Ein großes Stück des ersten halben Bogens ist ausgeschnitten; dadurch steht folgendes Fragment ohne Anschluß: »Vater, . . . nach dem, was Sie schon . . . fen an den, der sich um Sie bewarb, um . . . scheinen in den Briefen nicht einzugehen, in . . . doch nicht bloß dazu hinneigten, sondern sogar schon in dem Vorsatz fest waren. Dies machte ja selbst den, der seine Wünsche auf Sie gerichtet hatte, irre, und mußte auch Ihre Eltern, namentlich Ihren guten Vater, dem Sie diese Briefe ohne weitere Erklärung zeigten, irre machen. Ich kann es nicht billigen, daß Sie an dem November Abend Ihrer Freundin eigentlich die Gewißheit Ihres Jaworts gaben, ohne daß Sie vorher die gleiche Erklärung Ihren beiden Eltern machten, Sie wußten . . . ihre Einwilligung in diese Verbindung geben.« — Empfindung und Gesinnung (S. 258)] »Das Folgende müßte als ganz unverständlich außer dem Zusammenhange wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerungen sind zu schön, um sie auszuscheiden.« Charlotte.

66. Von »-bringung« (S. 263) an fehlt das Original.

67. Bis eine bestimmte Erscheinung es mir vorher verkündet (S. 267)] Was Humboldt hier im Sinne hat, ist nicht bekannt.

68. Hadmarsleben (S. 272)] Lies: Hadmersleben (ebenso S. 278).

69. Die verwittwete Fürstin (S. 275)] Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, Gemahlin des Fürsten Ludwig Friedrich, später auch Vormund ihres Sohnes Friedrich Günther. — Vor vielen Jahren (S. 277)] Im September 1810; ein in diesen Tagen entstandenes distichisches Gedicht auf Schwarzburg ist in Humboldts Nachlaß erhalten (vgl. Archiv für Literaturgeschichte 13, 425).

71. Eine . . . vertraute Freundin (S. 284)] Eine Frau Marschall. — Ein Sohn (S. 285)] Karl von Laroche, der Humboldts Bekanntschaft mit Karoline von Dacheröden, seiner nachherigen Frau, vermittelt hatte.

72. Goethe in . . . Wahrheit und Dichtung (S. 288)] Im 13. Buche.

73. Wie es im Jesaias heißt (S. 293)] Gemeint ist die Stelle 32, 17. — Der Friede, den die Welt nicht giebt (ebenda)] Nach Johannes 14, 27.

77. Einen Bekannten auf dem Lande (S. 311)] Ich habe nicht feststellen können, wer hier gemeint ist.

78. Vom letzten Erzbischof von Salzburg (S. 317)] Hieronymus aus dem Hause Colloredo. — Wasserfall (ebenda)] Verse von Karoline von Humboldt auf ihn sind gedruckt in ihren Briefen an Rennenkampff (S. 208).

81. Von der Familie (S. 329)] Gemeint ist die Familie von Struve.

83. Der 18. Oktober (S. 335)] Der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig.

85. Daß irgendwo sehr hübsch gesagt ist (S. 347)] In seinem Aufsatz über Goethes zweiten römischen Aufenthalt (Gesammelte Schriften 6, 546) schreibt Humboldt diesen Ausspruch der Frau von Stael zu. Wörtlich kann ich ihn bei ihr nicht nachweisen. doch stehen ähnliche Gedanken in der Corinne (1, 2 und 14, 3).

88. Ein Streifen des Originals erhalten.

89. Ein Streifen des Originals erhalten; nach »kommt« (S. 358) stehen noch folgende Worte, für die im Text keine Anschlußmöglichkeit vorhanden ist: »daß Sie es immer in Gesundheit und froher Stimmung und . . . daß Sie in Ihrem Briefe auf . . .«

90. Ein Streifen des Originals erhalten; dessen Text beginnt: »Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe, von denen . . .«

91. Zwei Streifen des Originals erhalten. — Eine Quäkerin Fry (S. 364)] Das Bild dieser Frau kehrt auch in einem Briefe Karolinens von Humboldt an ihre Tochter Gabriele wieder (Gabriele von Bülow S. 226).

92. Ein Streifen des Originals erhalten.

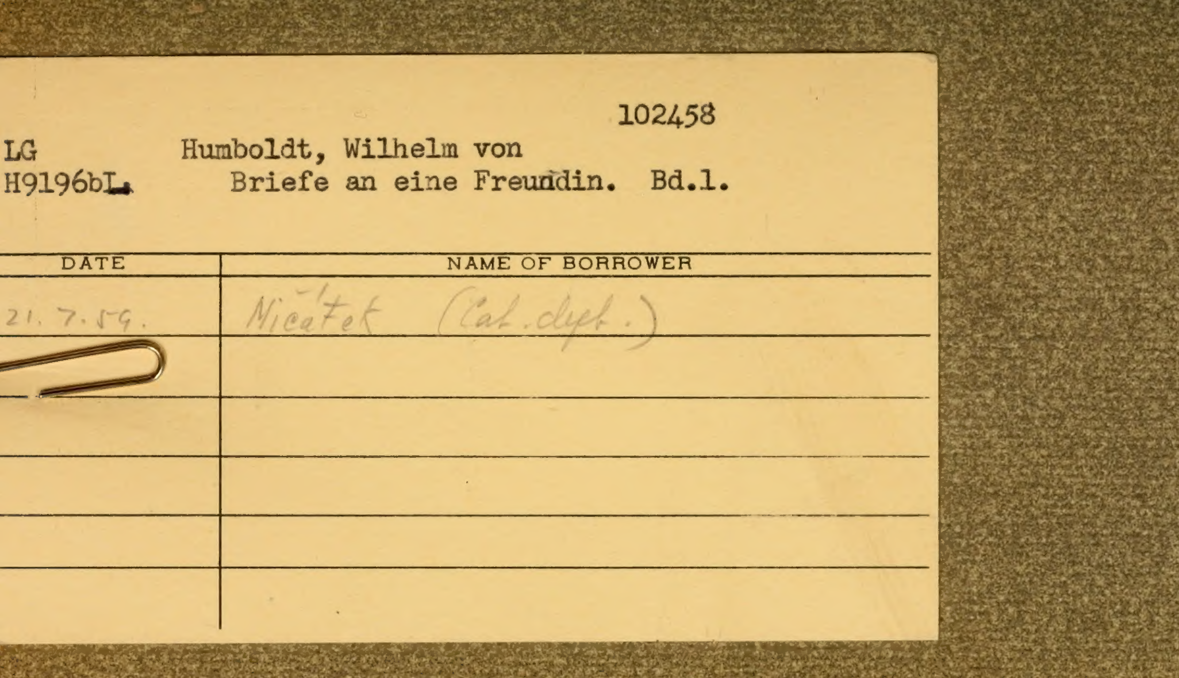
93. Ein Streifen des Originals erhalten; dessen Text beginnt: »Ich habe Ihren am 2. dieses Monats auf die Post gegebenen . . .«

94. Der Arzt meiner Frau (S. 375)] Rust.

95. Ein Streifen des Originals erhalten.

96. Ein Streifen des Originals erhalten.

Titel- und Einbandzeichnung von F. H. Ehmcke. Der Druck erfolgte in der Offizin Fr. Richter in Leipzig.



102458

LG H9196bL. Humboldt, Wilhelm von
Briefe an eine Freundin. Bd.1.

DATE	NAME OF BORROWER
21. 7. 59.	Nicatek (Cat. dept.)

